

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Geist der reinen Sittlichkeit in Beziehung auf die Veredlung der menschlichen Natur für die Aufgeklärtern und Gebildetern unserer Zeit**

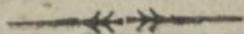
**Ehrenberg, Friedrich**

**Lemgo, 1802**

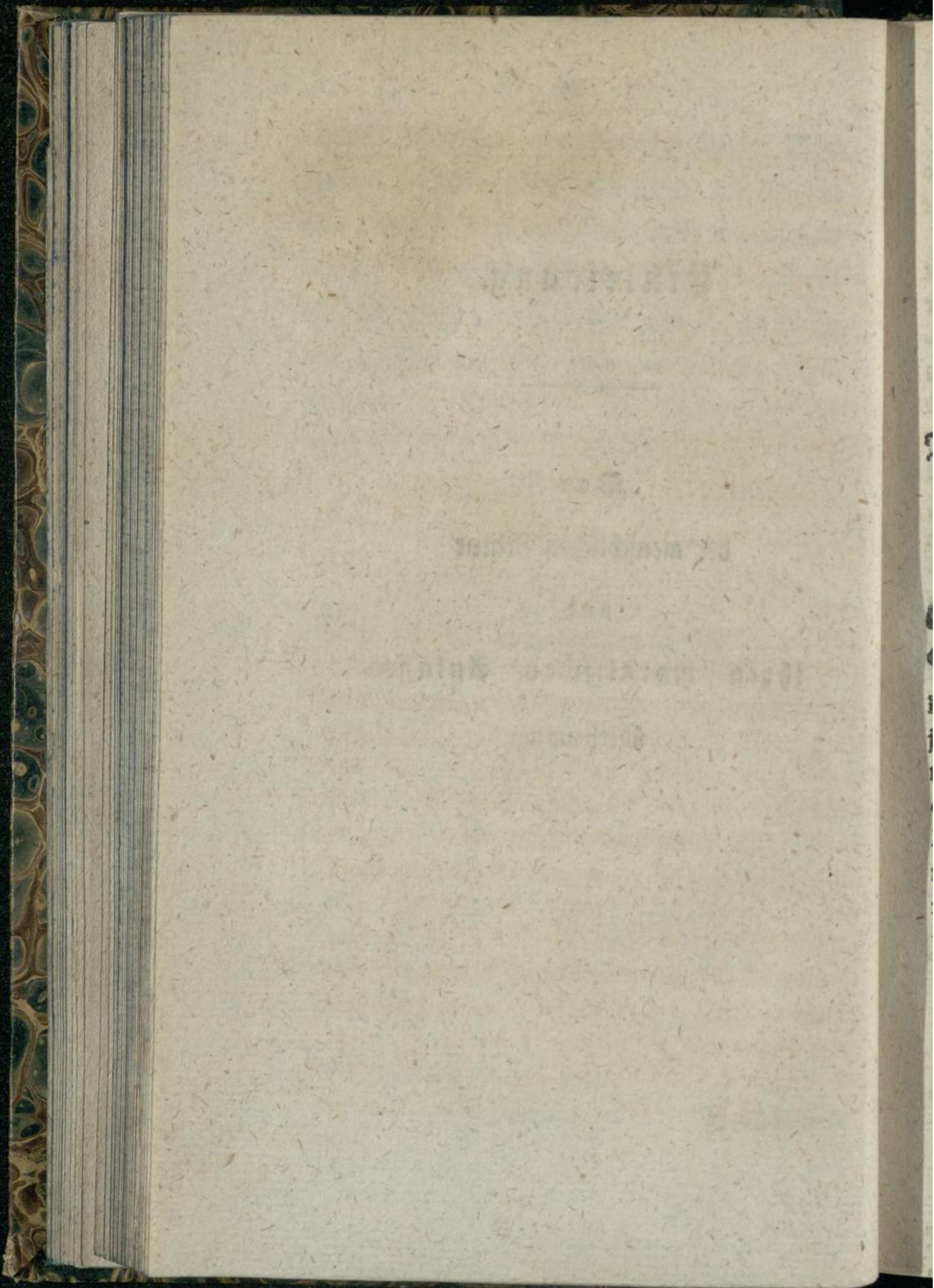
Einleitung. Von der menschlichen Natur und ihren moralischen Anlagen  
überhaupt.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8073**

# Einleitung.



Von  
der menschlichen Natur  
und  
ihren moralischen Anlagen  
überhaupt.



## Einleitung.

---

### Von der menschlichen Natur und ihren moralischen Anlagen überhaupt.

---

**D**er Mensch ist unstreitig sich selbst der würdige Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens. Er empfindet dieses auch auf jeder Stufe der Cultur, auf der er immer stehen mag, wenn nur erst das Bewußtseyn seiner unabhängigen Existenz bey ihm erwacht ist, so lebhaft, daß allein das Gefühl eines Bedürfnisses, das aus seiner eigenen Brust hervorging und ihn zu erdrücken drohte, ihn Anfangs sich selbst entreißen, in die Dinge, die ihn umgaben, zurückdrängen, und ihn hier so lange gefangen halten konnte, bis er endlich, müde der unbesriedigenden und trostlosen Speculationen, auf die Stimme seines Herzens hörte, zu seiner Natur zurückkehrte, um nach ihrem Maasstabe die  
Dinge

Dinge zu würdigen und zu benutzen, und so Selbsterkenntniß zur Lösung seiner Weisheit machte.

Schon sein organischer Bau verkündigt einen Uebiling des Himmels — einen König der Erde, und scheint zur Achtung gegen ihn anzufordern. Die Herrscherwürde, die in seinem Blicke schwebt, der Adel, der über seine ganze Gestalt ausgegossen ist, geben auch seiner thierischen Wirksamkeit einen Nachdruck und eine Leichtigkeit, einen Ernst und eine Vollendung, die den rohen Sohn der Natur zum Erstaunen über sich selbst wecken.

Fängt er aber erst an, sich als geistiges Wesen zu erkennen, als ein Wesen, das durch seinen Verstand und durch seinen Willen alles zu umfassen strebt, alles in seinem Strome mit fortreißt, das in Gedanken seine eigene Welt schafft und die wirkliche nach seinen Begriffen verändert, verschönern oder verwüsten kann: so wird es ihm bald natürlich, sich als den Mittelpunkt von dem anzusehen, was um ihn her ist. Alles, was sich auf irgend eine Weise mit ihm vereinigt, als Gedanken, Gefühl oder Wunsch in ihn übergeht, muß sich mehr oder weniger aus ihm selbst heraus entwickeln und nachher wieder in eine Beziehung zu ihm treten, die nicht anders als ehrenvoll für ihn seyn kann. Was er denkt, ist mit dem lebendigen Gepräge seines Geistes gezeichnet.

gezeichnet; was er fühlt, trägt die Farbe seiner Empfindungsweise; er hat keinen Wunsch und kein Bestreben, die sich nicht von seinem Herzen losgewickelt hätten und darauf hinaus liefen, ihm sein eigenes Daseyn erhöhter und verschönerter wieder zu geben. Daher bildet sich schon frühe im innersten Heiligthum seines Herzens ein dunkles Gefühl seiner persönlichen Würde, — etwas werden zu können durch sich selbst, das Gefühl einer erhabenen Bestimmung, die sich auch da, wo ihr Begriff erst anfängt sich zu entwickeln, in einer feyerlichen Ahndung als etwas Großes und sehr Ehrwürdiges ankündigt, als das höchste Ziel, worauf alle seine geistigen Kräfte gerichtet sind, und wodurch sie mehr oder weniger wahren Wehrt erhalten, je nachdem sie inniger oder entfernter darauf hinwirken.

Von Natur ist der Mensch nichts; aber er hat von ihr die Weisung empfangen, alles zu werden. So wie die Organisation seines Körpers sich nach und nach aus sich selbst heraus bilden muß, eben so ist es mit dem, was er seine Seele nennt. Sie ist ein Inbegriff roher, in ihren Keimen verschlossener Anlagen, die durch innere Kraft und äußern Drang das werden müssen, was sie werden können. Nur die Zeit macht den gedankenreichen, gefühlvollen und weisen Mann. Bey den Meisten thut die Natur alles; durch die äußern Verhältnisse, in denen sie

sie sich befanden, und einen inneren mechanischen Bildungstrieb sind sie geworden, was sie sind. Sie sind gleichsam blinden Kräften zum Spiele dahin geworfen, die sie nach Belieben mißhandeln oder in ihren Schutz nehmen, niederdrücken oder erheben. Aber auf diesem Wege muß sich doch mit der Zeit dasjenige Selbstgefühl entwickeln, wodurch es ihm begreiflich wird, daß er durch eigene Thätigkeit etwas werden soll. Das Mißverhältniß, worin die Natur seine Anlagen gebildet hat, der auffallende Widerspruch und der immerwährende Kampf zwischen seinen denkenden, fühlenden und begehrenden Kräften, und jeder einzelnen mit sich selbst, wecken in ihm das Bedürfnis, ihre Entwicklung selbst zu leiten und sie in harmonische Wirksamkeit zu bringen, durch ein letztes und Höchstes, wozu alle Vermögen und Anlagen seiner Natur hinauf gebildet werden, und wodurch er eins wird mit sich selbst.

Dieses Letzte und Höchste im menschlichen Herzen selbst nachzusuchen, in seiner Größe und Vortrefflichkeit darzustellen; die Art und Weise, wie ihm alles Andere untergeordnet werden müsse, wie der Mensch sich selbst und die Sinnenwelt für seine Bestimmung zu bearbeiten habe, zu erforschen: das ist der Gegenstand, womit die Moral sich beschäftigt.

Sie

Sie betrachtet also den Menschen von seiner erhabensten und edelsten Seite, von einer Seite, die er nicht ohne Rührung und Bewunderung denken kann, von Seiten seiner Würde und Bestimmung. Sie lehrt ihn sich selbst bilden und veredeln.

Um dieses ganz und richtig zu fassen; das, was gebildet werden soll, und den letzten Zweck, wozu es gebildet werden soll, zu begreifen: müssen wir zuvörderst auf die menschliche Natur überhaupt einen Blick werfen, und ihre vorzüglichsten Anlagen und Kräfte, in wie fern sie auf Moralität und Veredelung seines Wesens Einfluß haben, kennen lernen. Dadurch wird es uns möglich werden, ihr richtiges Verhältniß und die Erfordernisse zu einer harmonischen Wirksamkeit derselben zu beurtheilen, und vorläufig einen Umriss dessen zu entwerfen, was die Moral zu leisten habe, wenn sie ihrer hohen Bestimmung, Bildnerin des Menschen zu seyn, wehrt bleiben will. Dies wird auch um so mehr Bedürfniß seyn, da sich durch falsche und einseitige Begriffe so viele Verderbnisse in die Sittenlehre und durch sie in das menschliche Herz eingeschlichen haben.

Auf den ersten Anblick ist der Mensch ein Thier. Wie das Thier tritt er schwach, hilflos und von jedem Zufalle abhängig ins Leben, ohne daß er sich, außer seiner aufrechten Gestalt,

Ehrenberg.

©

stalt,

Bücherei  
der Pädagogischen Institute  
Brandenburgische Landeshochschule

stalt, einer sonderlichen Begünstigung rühmen könnte; vielmehr scheint er in mancher Rücksicht hinter jenes zurück gesetzt zu seyn. Er klebt am Boden, der ihn gebär und ihm seine Nahrung gibt, hat thierische Bedürfnisse, Empfindungen und Triebe, und steht unter der Vormundschaft der Natur, die oft eine fürchterliche Gewalt über ihn ausübt, und ihn endlich unter ihren übrigen Zerstörungen mit begräbt. Er ist bemitleidenswürdiges Bild der Schwäche.

Aber das Thierische in ihm ist mit dem Geistigen innigst verbunden, ihm untergeordnet, und durch diese Mischung zur Menschlichkeit hinauf geläutert. Er hat höhere Anlagen, vermöge welcher er einer Bestimmung fähig ist; Anlagen zum Denken, zum Fühlen und zum Handeln. Seine Anfangs dunkeln Empfindungen streben bis zur lichtvollen Klarheit des feinsten und höchsten Begriffes; seine Gefühle folgen den Begriffen im kühnen Schwunge nach; und all' sein Handeln ist zunächst ein inneres, — Wunsch, Trieb, Tendenz seiner Natur. Als Mensch besitzt er demnach das Vermögen, sich selbst und die Dinge, die um ihn her sind, zu erkennen, ihre Beziehung auf seinen eigenen Zustand zu empfinden, angenehm oder unangenehm von ihnen gerührt zu werden, und darnach zu begehren oder zu verabscheuen, seine Kräfte

Kräfte zur Herbeiführung oder Entfernung gewisser Gegenstände in Wirksamkeit zu setzen.

Nur vermittelt der genauesten Vereinigung dieser verschiedenen Anlagen in seiner Natur ist der Mensch im Stande, durch sich selbst etwas zu werden. Sie sind deswegen auch fest und unzertrennlich in ihm verbunden. Nehmen wir eine von ihnen weg, so ist sein Wesen zerstört, und er sinkt in die Klasse seelenloser Naturproducte zurück, die ohne Bewußtseyn und Selbstgefühl, nach unabänderlichen Gesezen, zu derjenigen Vollendung hingezogen werden, die für ihre Art gehört. Gefühl ohne Erkenntniß wirkt einen blinden Instinct, bey welchem alle Wahl und alle Freyheit aufhören. Erkenntniß ohne Gefühl würde alle Bestrebungen und alles Handeln unmöglich machen. Das Gefühl ist das Band, das die beyden übrigen Vermögen des Menschen vereinigt, ihren gegenseitigen Einfluß, ihr Zusammenwirken zu einem Zwecke vermittelt, und jeder seiner innern Regungen in ihm selbst und in der Sinnenwelt lebendigen, schöpferischen Ausdruck gibt. Diese dreyfache Beziehung der geistigen Natur ist auch in jedem, der auf den Namen eines Menschen Anspruch machen kann, so hervorstechend, daß schon der gemeine Verstand zwischen dem Verstandigen, Gefühlvollen und Edeln unterscheidet,

und diese Unterscheidung auch in den Sprachgebrauch niedergelegt hat.

Er besitzt zuvörderst die Fähigkeit zu denken und zu erkennen; sich von den Dingen, die um ihn her sind, und von seinen eigenen Zuständen und Veränderungen Vorstellungen zu bilden; diese auf die mannigfaltigste Weise zu verbinden oder zu trennen, und sich so zusammenhängende Einsichten zu erwerben. Alles dieses geschieht nach nothwendigen und unveränderlichen Gesetzen seiner Natur; und das große Product dieses Vermögens und seiner Wirksamkeit heißt: Wahrheit. Mancherley Kräfte lassen sich unterscheiden, die zu einer vollendeten Erkenntnis beitragen müssen: Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft.

Alle Erkenntnis des Menschen ist zunächst: Erkenntnis der Sinnenwelt. An sie ist er durch dasjenige Vermögen gefesselt, welches freylich unter allen das niedrigste ist, aber sich doch am frühesten entwickelt. Von ihm empfängt er Eindrücke, wodurch sich ihm einzelne Gegenstände enthüllen, ihr Bild in seiner Seele abzeichnen. — Sinnlichkeit und sinnliche Erkenntnis.

Er verhält sich dabei zwar größtentheils leidend, die Natur wirkt auf ihn; aber dennoch ist er auch hier an gewisse Gesetze seines eigenen Wesens

Wesens gebunden, die er nicht verläugnen kann, und denen sich alles unterwerfen muß, was für ihn erkennbarer Gegenstand werden soll. Es sind gleichsam die Formen, die er allem, was ihn berührt und was in ihn übergeht, aufdrückt, die sich im Augenblicke des Erkennens mit dem Erkannten aufs innigste vereinigen, und die er deswegen auch in allem Wahrgenommenen wieder findet. Der äußere Umriss zu seiner Welt liegt in ihm selbst.

Vermittelt diese Sinnlichkeit erkennt er nicht bloß die Dinge und Gestalten außer sich — äußerer Sinn —; durch sie stellen sich ihm auch die Eindrücke und Veränderungen von neuem dar, die sein Gemüth empfangen hat; er begreift sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; wird der stets gegenwärtige Zeuge jeder geheimen Regung seines Herzens — innerer Sinn —. Das allgemeinste Gesetz, das unfre Natur dem äußern Sinne vorschreibt, ist: daß er alles, was er vorstellt, als außer einander und an einem gewissen Orte befindlich, vorstelle. Jeder äußere, dem Menschen erkennbare Gegenstand erfüllt einen Raum. Eben so ist auch der innere Sinn einem Gesetze unterworfen: daß nämlich alle innere Erscheinungen des Menschen, die je zum Bewußtseyn gelangen sollen, in einer gewissen Zeit auf einander folgen, daß selbst die einfachste Empfindung sich in Momente ihres

Entstehens und Verschwindens theilen lasse. Auch die kühnste Einbildungskraft vermag es nicht, sich über diese beyden unabänderlichen Vorschriften der Natur zu erheben, etwas zu denken, das sey, ohne irgendwo zu seyn, das geschehe, ohne irgendwann zu geschehen.

Außerdem lehrt uns die Erfahrung noch einige nähere in der körperlichen Organisation gegründete Bestimmungen der menschlichen Sinnlichkeit kennen. Es sind die fünf verschiedenen Arten, nach welchen ein äußerer Gegenstand Eindrücke und Veränderungen in uns hervorbringt: das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack und das Gefühl.

Nicht jede sinnliche Erkenntniß erhebt sich zur völligen Klarheit und zum deutlichen Bewußtseyn ihres Gegenstandes; bey manchen wird das Gemüth vielmehr in sich selbst hineingetrieben, verweilt bey der bloßen Veränderung, die sein Zustand empfangen hat, und vermag es nicht, von dem Eindrücke zu dem, was er darstellen soll, überzugehen; seine Wahrnehmung schwebt auf der Oberfläche, gibt ihm nichts weiter zu erkennen, als daß in ihm etwas vorgehe und heißt: sinnliche Empfindung. Dies ist bey den Erzeugnissen aller übrigen Sinne der Fall, so lange sie noch nicht mit Gesichtsvorstellungen gepaart sind. Die letztern erst drängen

gen

gen die, ohne Haltung, umherschwebenden Empfindungen auf feste Puncte zusammen, geben ihnen Sinn und Bedeutung, führen uns auf die Gegenstände, die sich dadurch unserm Geiste enthüllen, und werden bestimmte Anschauungen von etwas, das außer uns da ist.

Das sinnliche Erkenntnißvermögen ist deswegen auch nie bloß leidend, empfängt nicht nur das, was ihm von außen her dargeboten wird, sonst würde alles menschliche Wissen immer Empfindung bleiben, aus einem dunkeln Gewirre zerstreuter und regelloser Eindrücke bestehen, wodurch nichts erkannt und begriffen wird. Nur im innigsten Zusammentreffen des Leidenden in ihm mit einer thätigen, bildenden Kraft entwickelt sich die Anschauung eines bestimmten, in sich vollendeten Gegenstandes, der von uns selbst und unsrer Vorstellung unterschieden wird; da hingegen bey dem bloßen Eindrücke dieses alles in einander fließt. Diese letztere ist es, die den rohen und ungeformten Stoff, den die Empfindung darbietet, weiter verarbeitet, das Zerstreute sammelt, das Verschiedenartige verbindet, das Getrennte zusammensetzt, das Regellose ordnet, und so, nach unveränderlichen Gesetzen ihrer Natur, die in allen Menschen gleich sind, das Mannigfaltige in ein Bild vereinigt, das eine bestimmte Gestalt, Größe, Form und

Umriß hat \*). Durch Leiden und Handeln, Empfangen und Bilden gelangt der Mensch zu der Vorstellung einzelner und zusammenhängender sinnlicher Gegenstände; erhält eine Welt außer sich und in sich, die er nun weiter zu seinen Zwecken bilden kann. Aber beides ist so genau und fest in einander verschlungen, wirkt so schnell und plößlich zusammen, daß es sich nur in Gedanken, nie aber in der Beobachtung von einander trennen läßt.

Sehr geringe würde indeß der Gewinn seyn, den der Mensch von seiner Sinnlichkeit zöge: wenn ihm jede Vorstellung, die sie ihm zuführt, gleich wieder entschwände, wenn er sich bey jedem Gebrauche, den er von ihr machen wollte, genöthiget sähe, erst von neuem wieder zu sammeln und zu verbinden. Die Einbildungskraft ist es, die ihn hier unterstützt und ihn dieser unaufhörlichen und trostlosen Mühe überhebt. Durch sie vermag er das, was einmal da war, wieder vor den Blick seiner Seele zurück zu rufen, und es auf die mannigfaltigste Weise nach eigenem Gefallen umzugestalten. Sie zeigt sich deswegen bald als empfangendes, bald als bildendes Vermögen, je  
nachs

---

\*) Man könnte sie sinnliche Bildungskraft des Erkenntnißvermögens nennen.

nachdem sie entweder die ehemaligen Bilder, Eindrücke und Vorstellungen festhält und gelegentlich ins Andenken zurückbringt — Gedächtniß und Erinnerungskraft —; oder sich an diesen von neuem thätig beweiset, sie auf die mannigfaltigste Weise zusammensetzt, trennt oder verbindet, einige Bestandtheile wegläßt, andere hinzufügt und so ganz neue Gestalten aus ihnen bildet, die aber nirgends als in unserm Kopfe anzutreffen sind.

Bei diesem Letztern verfährt sie mehr nach Willkühr und Absicht, deren wir uns zwar nicht immer bewußt sind, aber doch bewußt werden können. Oft indeß bilden sich ihre Erzeugnisse auch ganz unwillkührlich; besonders da, wo die übrigen Seelenkräfte ruhen, und dann diejenigen Eindrücke wieder zum Vorscheine kommen, die gerade die lebhaftesten sind oder dem Geiste noch am gegenwärtigsten vorschweben, und sich so zusammensetzen, wie es der Zufall mit sich bringt. So ist es im Traume und in denjenigen Augenblicken, wo wir uns, zur Erholung oder neuen Belebung des Gemüthes, ganz dem Gange unsrer Einbildungskraft überlassen. Daher auch die Regellofigkeit, die sonderbare Mischung und das contrastirende Zusammentreffen der Bilder, die da vor unsrer Seele vorüber gehen.

Unermesslich ist das Reich der Gebilde, die die Phantasie sich schafft, und durch welche

sie die Natur der Dinge bald verunstaltet, bald  
 verebelt, bald verdunkelt, bald wieder erhellt und  
 verschönert; so unermesslich, als die mögliche Zus  
 sammensetzung aller, auch der feinsten Theile  
 unsrer Sinnenwelt ist. Die Erzeugnisse der  
 Einbildungskraft bleiben zwar gewöhnlich hinter  
 der sinnlichen Empfindung, in Ansehung ihrer  
 Lebhaftigkeit, zurück; oft aber überfliegen sie  
 diese weit, besonders bey feurigen Temperamen  
 ten, in Krankheiten, die mit einer gewaltsamen  
 Anstrengung der inneren Lebenskräfte verbunden  
 sind, bey innerlichen Spannungen des Gemüthes  
 und erhitzten Affekten, Furcht, Verlangen,  
 Hoffnung, Schmerz und Liebe. Die Täuschung  
 geht hier nicht selten bis zur wirklichen Verwechs  
 lung des Eingebildeten mit dem Empfundenen.  
 Ihre herrschende Richtung und durchgängige  
 Stimmung erhält die Einbildungskraft überhaupt  
 größtentheils vom Clima, Temperamente, Al  
 ter, der Lebensart, Erziehung und den äußeren  
 Lagen, worin der Mensch sich befindet; beson  
 ders dann, wenn er sich ihrem zufälligen Gange  
 ganz überläßt. Er kann ihr aber auch selbst  
 den Gang vorzeichnen, den sie in der Bildung  
 ihrer Producte nehmen soll. Dies thun wir alle  
 in den süßen Stunden, wo wir uns an ihren  
 Spielen ergötzen, um durch ihren sanften Zauber  
 die traurige Wirklichkeit zu verschönern,  
 oder bey ihren genußvollen Träumen den Schmerz  
 betros

Betrogener Hoffnungen zu vergessen. Dies thut der Künstler, wenn er sich in seine Ideale vertieft, in dem Reichthume seines Herzens einen Zug nach dem andern, zur schönen Darstellung, hervorsucht, oder sich der Betrachtung entzückens der Gegenstände hingibt, um sich zum eigenen Empfinden des Reizenden, Ausdrucksvollen und Erhabenen zu begeistern.

Die Einbildungskraft ist das sonderbare Vermögen des Menschen, das neben der feinsten Ausbildung auch der schrecklichsten Verirrungen fähig ist, das bey allen einflussreichen Thaten in der Menschengeschichte als eine der mächtigsten Triebfedern mit wirkte, und sich eben so sehr in den finsternen Geburten des Aberglaubens und der Schwärmeren, als in den edelsten Kunstwerken und im feurigsten Enthusiasmus für das Gute verewiget hat.

Alles bisher Dargestellte gehört indes nur zum niedern Erkenntnißvermögen, in welchem das Eigenthümliche der menschlichen Natur noch wenig hervorleuchtet. Dies zeigt sich erst da, wo er anfängt, dasjenige, was Sinnlichkeit und Phantasie ihm darbieten, durch selbstthätige Kraft zu verarbeiten, nach den Gesetzen seiner eigenen Natur näher zu bestimmen, es zu einem Eigenthum seines Ichs zu machen, und ihm zum Zeichen davon den Character der Geistigkeit aufzudrücken. Er hat Verstand, als einen Theil  
seines

seines höhern Vermögens, der seiner Erkenntniß größere Brauchbarkeit für das Leben, und ihm selbst edlere Bildungsfähigkeit gibt.

Das erste, womit sich der Verstand bey den sinnlichen Vorstellungen beschäftigt, ist: daß er sie noch einmal durchgeht, zergliedert, das Mannigfaltige, was in ihnen enthalten ist, vor's Bewußtseyn bringet; die einzelnen Merkmale, in die er sie auflöset, in Ansehung ihrer Einstimmung oder ihres Widerstreites, ihrer Annäherung oder Entfernung, mit einander vergleicht und einen Punct ausmittelt, worin alles zusammenrißt, und woran sich die ganze Vorstellung heften läßt, die eben dadurch zum Begriffe wird. — Niederes Reflexionsvermögen. — Der Gegenstand erscheint uns hier als ein einzelner, der für sich einen Begriff gibt; er wird gedacht.

Aber dieser Begriff ist nur ein individueller; es gibt überall nur einen Gegenstand, der ihm vollkommen entspräche. Der Verstand geht jetzt darauf aus, ihm mehr Allgemeinheit und umfassendere Anwendbarkeit zu ertheilen, daß eine Mehrheit der Gegenstände durch ihn zugleich gedacht werde. Er vergleicht in dieser Rücksicht die aufgefundenen Merkmale mit den Merkmalen andrer individueller Begriffe, um diejenigen, die gar keine Ähnlichkeit haben, aus dem Gedankten fahren zu lassen, und die ähnlichen in eine  
Wort

Vorstellung zu verbinden. Hierdurch entsteht ein gemeinsamer Begriff, der alle diejenigen Gegenstände in sich schließt, die in diesen Merkmalen übereinkommen, und die deswegen zusammen eine Art ausmachen. Auf diese Weise können wir mit den einzelnen Arten immer weiter verfahren, sie von neuem vergleichen und von neuem davon absondern; und unser Begriff wird immer höher, das heißt: er befaßt wenigere Merkmale, die aber auf mehrere Gegenstände passen, welche deswegen zu einer Gattung gehören \*). — Abstractions, Vermögen. —

Ist der Begriff gebildet und zur Deutlichkeit erhoben, so ist es leicht, ihn selbst wieder in seine Theile aufzulösen, seiner einzelnen Merkmale sich besonders bewußt zu werden, und sein Verhältniß zu diesen Merkmalen oder zu anderen Gegenständen und Begriffen, worin diese Merkmale

---

\*) z. B. in dem Begriffe Mann lasse ich alles fahren, wodurch der eine sich vom andern unterscheidet, und halte bloß den Geschlechts-Character, worin alle übereinkommen, fest; er gilt deswegen auch von allen Männern. In dem höhern Begriffe Mensch hingegen vergleiche ich auch das Weib mit, lasse den bestimmten Geschlechts-Character fahren, und sehe nur auf das, worin alle Menschen, ohne Unterschied, sich gleich sind. Ich habe offenbar wenigere Merkmale, aber mehrere Gegenstände, denen der Begriff angehört.

male enthalten seyn können, zu bestimmen, und ob dieses der Fall sey oder nicht, zu entscheiden. Auch diese Handlung unternimmt der Verstand — er urtheilt, legt das eine dem anderen bey, oder spricht es ihm ab; und seine Urtheile sind daher entweder bejahend oder verneinend. Wer leicht und richtig Begriffe bildet, wird auch leicht und richtig urtheilen, leicht und richtig merken, ob in dem, was er zusammengefaßt hat, dasjenige mit enthalten sey, was er jetzt sieht oder denkt. Das Urtheil ist Zurückgehen des Verstandes in sich selbst, Wiederauflösung des Verbundenen. Eine sehr schätzbare Fähigkeit, von der es allein abhängt, ob unsre Einsichten in uns selbst verschlossen bleiben, oder auch practisch werden und thätigen Einfluß in unser übriges Denken, Fühlen und Handeln gewinnen sollen.

Die meisten Menschen haben ihre Begriffe nicht selbst gebildet, sondern durch Conversation, Unterricht oder Lectüre von andern empfangen, und deswegen wird es ihnen oft schwer, sie wieder aufzulösen und in Urtheile zu verwandeln. Ein glückliches Urtheil kann daher auch lediglich durch Uebung erworben werden, und ist immer das zuverlässigste Zeichen des Selbstdenkens.

Die Urtheilskraft hat es allein damit zu thun, daß sie untersuche: ob das eine Gedachte in dem andern enthalten sey oder nicht. Aber es lassen sich mehrere Beziehungen der Begriffe  
und

und einzelner Gegenstände zu einander denken, nach denen sie einander beygeordnet sind, sich nur an gewissen Seiten berühren oder als Mittel und Zweck zu einander gehören. Und hier hat es mehr Schwierigkeit, ihr Verhältniß richtig zu bestimmen. Es kommt darauf an, einen höhern Punct auszumitteln, in welchem sie mit einander zusammenhängen, und durch welchen ihre gegenseitige Beziehung deutlicher werde. Auch dies ist Geschäft des Verstandes — höheres Reflexions-Vermögen \*). — So wie der Verstand bey der niedern Reflexion die einzelnen Theile der sinnlichen Vorstellung durch-

ging,

---

\*) Der Mensch ist sterblich; ist ein gemeines Urtheil: und wenn ich den Begriff richtig gebildet, alles zusammen gefaßt habe, was zu ihm gehört: so habe ich natürlich auch Sterblichkeit mit gedacht, und das Urtheil ist leicht. Des so schwerer ist die Aufgabe: ein Reflexions-Urtheil zu bilden, z. B. Unmäßigkeit und Krankheit in ein Urtheil zu verbinden. Beyde Begriffe sind nicht in einander enthalten. Jetzt suche ich den Vereinigungspunct, und finde ihn in der Zeitfolge, und sage Unmäßigkeit bringt Krankheit zuwege. Hier geht das Urtheil dem Begriffe vorher; dort wurde das erstere aus dem letzteren gebildet. Man zieht dieses Reflexions-Vermögen gewöhnlich mit zur Urtheilskraft, und nennt es zum Unterschiede von jener, die die bestimmende heißt: die reflectirende Urtheilskraft.

ging, so geht er hier die zusammengehörigen Begriffe durch, um ihre Vereinigungspuncte zu entwickeln und sie in ein Urtheil zusammen zu fassen. Die Fähigkeit, leicht und glücklich zu reflectiren, scheint ausschließend eine Gabe der Natur zu seyn, an welcher, wenn die Anlage dazu fehlt, alle Uebung vergeblich ist. Ist die Reflexion mehr darauf gerichtet, die Aehnlichkeit mehrerer Vorstellungen oder Gegenstände zu entdecken: so heißt sie *Witz*; besonders wenn sie mit einer schnellen und lebhaften Einbildungskraft verbunden ist, die der Vergleichung hinreichenden Stoff darbietet. Geht sie aber mehr darauf aus, die Verschiedenheiten zu bemerken: so wird sie *Scharfsinn* genannt. Der erstere bildet das glänzende Genie, den schönen Geist; der letztere den weisen Mann und gründlichen Denker.

So groß und schätzbar indefs auch alle diese Fähigkeiten seyn mögen, die sich dem Menschen in seinem Verstande darbieten: so vermögen sie doch noch nicht, unsrer Erkenntniß ihre ganze Vollendung und diejenige Beziehung auf unsre Veredelung zu geben, deren sie fähig ist. Der Vernunft ist allein dieses hohe und würdige Geschäft vorbehalten. Sie ist es, die in all' unser Wissen, das ohne sie nur aus hingeworfenen und unzusammenhängenden Bruchstücken bestehen würde, Ordnung und Uebereinstimmung bringt,

bringt, und es uns als ein harmonisches Ganze zur Uebersicht darlegt. Sie beschäftigt sich damit, die Begriffe des Verstandes noch mehr zu erweitern, ihnen noch größere Ausbreitung zu geben, und Ideen — seine Urtheile noch vielfacher zu verknüpfen, in noch höhere Verbindungen zu bringen, und Schlüsse — aus ihnen zu bilden. Sie steigt vom Einzelnen und Eingeschränkten hinauf zur höchsten Allgemeinheit, zum Unbegrenzten. Sie sondert nicht allein, wie der Verstand, dasjenige ab, worin die verglichenen Gegenstände oder Begriffe verschieden sind, um dasjenige, worin sie alle übereinkommen, als allgemeinen Character festzusetzen; sie faßt auch den innern Gehalt dieser Merkmale zusammen, und befreyt ihn von allen Einschränkungen, läutert ihn von allen zufälligen Bestimmungen, die ihm bey'm Einzelnen ankleben, und stellt so ein Letztes, Höchstes und in sich Vollendetes dar, aus dem sich alles andere, durch geringe Modificationen, herleiten läßt, und das selbst in keinem andern ganz enthalten ist, über alles Sinnliche weit hinaus liegt, und deswegen nie in seiner ganzen Größe und Vollendung begriffen werden kann, nie durch das, was es ist, sondern immer durch das, was es nicht ist, gedacht wird. Sie betrachtet das Niedere als entsprungen aus dem Höhern, und so immer weiter bis zum Höchsten, und erkennt in dieser Beziehung

Ehrenberg. F ziehung

ziehung diejenige Wahrheit, die ihr eine ewige ist. Durch sie geht der Mensch in seiner Wissenschaft von den einzelnen Sätzen zu einem höchsten Grundsatz zurück, leitet sie daraus her, und baut sich Systeme. Durch sie steigt er in der Natur von dem Begriffe des Weisen zu der Idee der vollendeten Weisheit; von dem Begriffe einer Erde zu der Idee einer Welt; von dem Begriffe der Macht zu der Idee der Allmacht; von dem Begriffe des Endlichen zu der Idee des Unendlichen, der Gottheit; von dem Begriffe des Sinnlichen zu der Idee des Uebersinnlichen, wohin keine Erfahrung reicht, das weit über jede Wahrnehmung hinaus liegt.

Der menschliche Geist bleibt indeß immer noch zu sehr an das Sinnliche gebunden, als daß die hohen und überschwänglichen Ideen der Vernunft ihn lange und anhaltend beschäftigen könnten. In dem ganzen Umfange seiner Erkenntniß sieht er sich vergebens nach etwas um, woran er sie anknüpfen, auffassen, und durch dessen Hülfe er sie sich, zum deutlichen Begreifen des in ihnen Gedachten, erläutere. Zu ihnen gesellt sich deswegen die Einbildungskraft, um sie aus ihrem reichen Vorrath mit einer sinnlichen Hülle zu bekleiden, ihnen bestimmtere Gestalt und festern Umriß zu geben, sie dem menschlichen Denken und Empfinden näher zu bringen, unter gewissen Bildern darzustellen und sie dadurch in  
das

das Leben einzuführen. So entstehen Ideale; als Erzeugnisse der Vernunft und Phantasie, in ihrer regelmäßigen Vereinigung, wo die erstere der letztern die Züge zu ihren Gebilden vorzeichnet — deren fast jeder Mensch eins, als den Gegenstand seines feurigsten Interesses, in seiner Brust umherträgt; die in allen unsern Beschäftigungen von so ausgebreiteter Wirksamkeit sind, zu allem unserm Denken und Thun den Maasstab ihrer Würdigung hergeben, durch das stete Vorhalten eines nie ganz erreichbaren Zieles unsere Kräfte in unermüdeter Thätigkeit erhalten, uns so oft für die traurigere Wirklichkeit schadlos halten, und so viel zur Veredlung und Verschönerung des Lebens beitragen.

Jede Idee der Vernunft wird dem Menschen zum Ideale, so bald er anfängt, sich bei ihr etwas Bestimmtes zu denken. Selbst die Gottheit denkt er nicht anders als vermenschlicht, unter Bildern, die die Einbildungskraft dazu entwarf. Die Idee der Weisheit wird ihm zum Ideale eines Weisen.

---

Diese Fähigkeiten, die, zusammen genommen, alles Erkennen und alles Wissen des Menschen in sich schließen, weiter zu entwickeln, ihre feinem Modificationen noch genauer zu bestimmen,

men, würde der Absicht der gegenwärtigen Darstellung, die nur einen allgemeinen Umriss der menschlichen Natur, in Beziehung auf Sittlichkeit, geben kann, entgegen seyn. Wer bewundert nicht schon hier den fein verschlungenen Mechanismus unsers Geistes, das kunstvolle Gewebe seiner Anlagen, wodurch er von der engsten Beschränktheit des thierischen Lebens bis zur höchsten Gedankenwürde hinaufsteigt? Indes sehen wir bey diesem allem noch kein Ganzes, keinen Zweck und keine Bestimmung, die durch diese Fähigkeiten erreicht werden könnten. Der Mensch, bloß als denkendes und erkennendes Wesen betrachtet, würde oft unsre Bewunderung, nie aber unsre Achtung erwecken.

Aber schon bey dem ersten Erwachen eines Gedankens, selbst bey dem ersten Eindrucke, den er von außen her empfängt, entwickelt sich in ihm eine andre Anlage, die ihn seiner wahren Bestimmung schon etwas näher führt.

Der Mensch fühlt: denn er hat Leben, ein System reger und wirksamer, aber mannigfaltiger und verschiedenartiger Kräfte, die in ihrer harmonischen Wirksamkeit Lebenskraft heißen. In seiner Natur ist zugleich eine Tendenz, diese Kräfte in dieser Wirksamkeit und in ihrem regelmäßigen Verhältnisse zu erhalten; seine Lebenskraft soll ungehemmt fortdauern. Dahin strebt er, sich selbst unbewußt, nach einem unverbrüchlichen

lichen Gesetze. Ihre jedesmalige Beschaffenheit macht seinen inneren Zustand aus, der durch alle seine körperlichen Veränderungen, Empfindungen und Gedanken, neue Bestimmungen empfängt, die dadurch zu ihm in ein näheres Verhältniß treten, jene Wirksamkeit aufhalten oder befördern. Diese Verhältnisse und Bestimmungen nimmt er wahr; er hat Gefühl. Was die Lebenskraft hebt, stärkt, reizt und befriedigt, das Ueberflüssige fortdrängt und das Abgegangene wieder ersetzt, ist angenehm, erweckt Vergnügen; was sie hingegen aufhält, einschränkt, schwächt oder ihr verkehrte Richtungen gibt, ist unangenehm, schmerzlich.

Mannigfaltig sind die Gefühle, deren der Mensch fähig ist. Er fühlt zuvörderst nicht allein das Angenehme oder Unangenehme seines eigenen Zustandes; auch der Zustand anderer empfindungsfähiger Wesen rührt ihn. Er hat nicht allein Selbstgefühl, sondern auch Mitgefühl (Sympathie), welches sich entweder als Mitleiden oder als Mitfreude offenbart; je nachdem uns der Zustand anderer als angenehm oder unangenehm, als froh oder traurig erscheint.

Diese Sympathie ist eine eben so sonderbare und auffallende, als eigenthümliche Anlage der menschlichen Natur, wodurch sie sich über die Thierheit, die nur der Empfindung des eigenen Vergnügens und des eigenen Schmerzens fähig

hig ist, erhebt und die erste Stufe der Menschlichkeit betritt. Daß die Veränderung unsers eigenen Zustandes in ein Gefühl übergehe, ist begreiflich; unser Leben ward dadurch aufgehalten oder befördert. Aber desto unerklärbarer scheint es auf den ersten Anblick zu seyn, wie der Zustand eines andern in uns dieselben Gefühle der Freude oder der Traurigkeit erzeugen könne, da er doch gar keinen Einfluß auf unsere Lebenskraft äußert. Vielleicht würde sich dieses auch nie ereignen, wenn nicht die Phantasie dadurch in Bewegung gesetzt würde, einen unsrer eigenen ehemaligen Zustände, der mit dem des Leidenden oder Frohen Aehnlichkeit hat, wieder hervor zu bringen und der Seele zu vergegenwärtigen, woben sich dann auch das Gefühl von selbst wieder entwickelt; nur in so fern verändert, in wie fern die Vorstellungen der Einbildungskraft gewöhnlich schwächer sind, als wirkliche Empfindungen und der Gedanke, daß wir doch eigentlich nicht selbst der Leidende sind, sich unaufhörlich dazwischen drängt und das Gefühl mildert. Daher kommt es auch, daß unser Mitgefühl gegen Verwandte, Freunde, gleichgestimmte Temperamente und Gemüthsarten, bey einer schnellen und lebhaften Einbildungskraft und bey solchen Ereignissen, die wir selbst erfahren haben, und die uns in einem hohen Grade rührten, am leichtesten und am stärksten aufgeregt wird, ohne jedoch die Höhe des

des eigenen Gefühles zu erreichen. Es ist demnach eigentlich nur unser eigener Zustand, dessen Gefühl bey der Sympathie durch den Zustand eines andern in uns aufgeregt wird. Aber selbst die Anlage zu dieser Täuschung ist eine ungemein wohlthätige Veranstaltung der Natur, das sanfte und schöne Band, wodurch sie den Menschen an seines Gleichen geknüpft, das Interesse aller Empfindenden innigst in einander verschlungen und ihnen ihre Bestimmung zur Geselligkeit angewiesen hat.

Die verschiedenen Arten des menschlichen Gefühls hängen ab von der Verschiedenheit der lebenden Kräfte, die dabey beschäftigt, in ihrer harmonischen Wirksamkeit befördert oder aufgehalten werden. Der Mensch hat ein thierisches und ein geistiges Leben. Thierisches Leben ist regelmäßiges Zusammenwirken aller Kräfte, die zur Organisation und sinnlichen Empfindung gehören; das geistige aber besteht in der einstimmigen und geordneten Thätigkeit derjenigen Vermögen, die die geistige Natur des Menschen begründen. Eben so gibt es auch thierische und geistige Gefühle; Gefühle der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Verstandes und der Vernunft.

Die thierischen und sinnlichen Gefühle sind natürlich die ersten, die sich im Mens

schen entwickeln, und durch das ganze Leben auch gewöhnlich die größte Stärke behalten. Ehe sich noch ein Gedanke im kleinen Menschen bildete, hat er schon eine Menge von Eindrücken gehabt, die sich auf animalische Lebensempfindung beziehen und durch Gefühle dieser Art ankündigen. Das Daseyn und die Beschaffenheit der Dinge offenbaren sich ihm zuerst durch ihr Verhältniß zu seinem Zustande. Alles, was die Einstimmung der mechanischen und organischen Operationen, den leichtern Umlauf des Blutes, die Absonderung überflüssiger, die Veredelung roher Stoffe zu feinem, die Erneuerung verzehrter Lebenskraft, die Stärkung der Empfindungsorgane und die Fähigkeit, äußere Eindrücke leicht und glücklich aufzufassen, befördert, ist sinnlich angenehm und erweckt thierisches Vergnügen; so wie das Gegentheil sinnlich unangenehm ist und thierischen Schmerz hervorbringt. Hierher gehöret das Vergnügen an der Stillung des Hungers und Durstes, die Geschlechtslust, der Wohlgeschmack einzelner Speisen und Getränke, das Angenehme und Belebende gewisser Farben und Töne, an Bewegung, Schlaf und Ruhe.

So wie der Mensch anfängt, seine Eindrücke und Empfindungen zu ordnen, mit selbstthätiger Geisteskraft zu bearbeiten, und die Welt um ihn her zu einem Gegenstande seiner Betrachtung

trachtung zu machen: erwachen in ihm höhere Bedürfnisse und edlere Gefühle. Sie entspringen aus der Art, wie die Thätigkeit des Verstandes durch Vorstellungen belebt oder eingeschränkt wird, und sind eben so verschieden als die Verrichtungen und die Forderungen des Verstandes zu seiner angenehmen Beschäftigung selbst. Angenehm ist in dieser Hinsicht alles, was ihn reizt und aufregt, ihn zu einer mannigfaltigen, ausgebreiteten, aber doch auch verhältnißmäßig leichten, harmonischen und zweckmäßigen Thätigkeit veranlaßt.

Der Verstand ist zunächst Vermögen der niedern Reflexion über einzelne Gegenstände, die die Sinnlichkeit ihm darbietet; er geht darauf aus, sie, ihren äußern Bestimmungen und Merkmalen nach, aufzufassen und als Ganze in sich Vollendete zu begreifen. Aus der Leichtigkeit, womit diese Beschäftigung von Statuten geht, entwickelt sich ein Gefühl, das als eins der edelsten, allgemeinsten und unveränderlichsten, tief in der menschlichen Natur und ihren ursprünglichen Anlagen gegründet ist; das Gefühl des Schönen oder das Wohlgefallen an äußeren Gestalten, an der Form und dem Umriss sichtbarer und hörbarer Gegenstände, entweder einzeln oder in ihrer Verbindung mit anderen betrachtet. Eine solche Beschaffenheit derselben, daß der Verstand beim Reflectiren, auch in den mans

nigfaltigsten und verschlungensten Gestalten, leicht eine Regel auffindet, wornach das Ganze, jedoch absichtslos, ohne Zwang und bestimmten Zweck gebildet zu seyn scheint, zarte Zusammenstim- mung und Harmonie der Theile, leise, und doch bald merkbare Uebergänge vom einen zum andern, genaue und innige Verbindung zu einem festen Puncte, worin alles gleichsam zusammenfließt, erwecken das Gefühl einer stillen in sich gekehr- ten Lust, die um so viel feiner und anhaltender ist, je weniger sie mit materiellem Genuße gepaart geht.

Die äußern Formen, Gestalten und Ver- bindungen der Gegenstände werden ihnen vom bil- denden Theile unsrer Sinnlichkeit gleichsam auf- gedrückt, wornach dann der Verstand weiter über sie reflectirt; und es ist daher eigentlich Zusams- menstimmung des Gemüths mit sich selbst, freye es, und doch geschmähiges Spiel des Verstands des und der bildenden Sinnlichkeit, was sich uns im Schönheitsgeföhle offenbart. Das Vergnü- gen ist deswegen auch mehr geistiger Art, vers- weilt bey dem bloßen Anschauen und der ruhigen Betrachtung; ohne, wie das am Sinnlichanges- nehmen, nach körperlicher Vereinigung zu streben. Oft wird indeß die Schönheit mit dem Reiz- ze, der mehr sinnlich ist, verbunden, und vers- wandelt sich alsdann bey lebenden und empfindens- den Wesen in Unmuth, die zum Wunsche des  
Bes

Besizes und der gegenseitigen Mittheilung einladet.

Das Schönheitsgefühl kann auf allgemeine Bestimmung rechnen, wenn es anders rein und von der Einmischung anderer Empfindungen geläutert ist: denn es beruht auf einfachen und unveränderlichen Gesetzen unsrer Natur, die in allen Menschen, ohne Ausnahme, gleich sind.

Aber es gibt noch mehrere Berrichtungen des Verstandes, die in ihrer einstimmigen Belebung angenehme Gefühle erwecken, und sich nicht so sehr auf äußere Gegenstände, als auf Gedanken und Begriffe beziehen. Was in dieser Rücksicht angenehm oder unangenehm seyn werde, läßt sich, bey der außerordentlichen Verschiedenheit der Stärke oder Schwäche, der Lebhaftigkeit oder Trägheit, der Ausbreitung oder Einschränkung des Abstractions: Vermögens und der Urtheilskraft in einzelnen Menschen, nur im Allgemeinen und für die gewöhnlichsten Fälle bestimmen.

Was die Thätigkeit des Verstandes verhältnißmäßig beschäftigt, ihr hinreichenden, nicht leicht ermüdenden Stoff zur Bearbeitung darbietet, vergnügt. Daher das Wohlgefallen an der Mannigfaltigkeit in äußeren Gegenständen, Gedanken und Dichtungen, am Un erwarteten und Paradoxen; in wie fern nur die Auflösung für die Kraft nicht zu schwer ist, und keine gar zu große Verwickelung das  
Ges

Geschäft des Zusammenfassens und Verbindens hindert.

Durch öftere und wiederholte Bearbeitung desselben Gegenstandes geht das Interesse der Thätigkeit an demselben verloren, sie kann sich nicht mehr hinlänglich wirksam beweisen; was sie wieder aufweckt, belebt und in Bewegung setzt, erweckt daher Lust. Dahin gehören: die Abwechslung, das Neue, der Contrast und die Zerstreung; in wie fern sie den Verstand leicht und glücklich von einem Gegenstande zum andern überführen.

Aber der Verstand fordert nicht nur Mannigfaltigkeit der Gegenstände, um beschäftigt zu seyn; er geht auch darauf aus, sie zu verbinden. Der Stoff, den er bearbeitet, muß daher so beschaffen seyn, daß seine Thätigkeit ungehindert daran fortlaufe, daß ordnungslose Verworrenheit ihn in seinem Geschäfte, Einheit ins Ganze zu bringen, nicht aufhalte. Darum wirkt bey schwachen und eingeschränkten Köpfen das Alte und Gewohnte, bey regerer Geisteskraft hingegen das Lichtvolle und Wohlgeordnete, das Ausgearbeitete, Treffende und Vollendete in den Werken der Kunst, das Zusammenstimmende in Gedanken und Meinungen, Vergnügen; da das Widersprechende und Falsche alles Bestreben der thätis

thätigen Kraft, die auf Harmonie und Uebereinstimmung dringt, gänzlich niederschlägt.

Die Vernunft ist das höchste und edelste Vermögen des Menschen; aus ihrer Aufregung und Beschäftigung entspringt auch die höchste und vorzüglichste Art des Gefühles: das Gefühl des Großen und Erhabenen, das oft wie mit Allgewalt unser ganzes Wesen erschüttert, und, während es uns auf der einen Seite demüthiget, auf der andern zu einer Höhe erhebt, wo wir glauben die Unendlichkeit an uns zu reißen. Ungewöhnliche Größen in der Natur, himmelansteigende Bergmassen, der weite Ocean, der gestirnte Himmel in seiner gränzenlosen Ausdehnung, sind Gegenstände, die der Verstand und die Einbildungskraft in ihrer Unermesslichkeit vergebens zu erreichen streben, die uns immer wieder in uns selbst zurückdrängen und ein unangenehmes Gefühl unserer Kraftlosigkeit hervorbringen. Aber in eben dem Augenblicke werden wir uns auch der Vernunft und ihres hohen Vermögens bewußt, sich mit ihren Ideen weit über die Sinnenwelt zu erheben; ihre Thätigkeit wird geweckt, und zu jenen großen Darstellungen des Unendlichen und Ueber sinnlichen fortgetrieben, die keine Erfahrung erreichen kann. Was von Seiten des Verstandes ein Beweis unsrer Schwäche war, verkündigt uns, als vernünftigen Wesen, eine Größe und Erhabenheit, hinter der  
die

die Natur in ihren kühnsten Werken weit zurück bleibt.

Furchtbare Erscheinungen, überhangende, den Einsturz drohende Felsen, reißende Ströme, tiefe, finstere Abgründe, feuerspeyende Berge und Schrecken verbreitende Gewitter, zeigen uns, in der Gefahr, womit sie drohen, eine Uebermacht über unsre sinnliche Natur, die nicht anders als niederschlagend seyn kann, und erwecken Furcht und Entsetzen, mit ihnen aber auch zugleich die Erinnerung an das, was über alle Schrecknisse der Natur erhaben ist, an die höhere Würde, die wir durch Vernunft und Freyheit besitzen, der nichts furchtbar seyn kann als das Laster. Was uns Anfangs enge beschränkte, regt nun die Empfindung unsers geistigen Lebens auf, setzt die Vernunft in neue Thätigkeit, und erweitert dadurch unsern Gesichtskreis ins Unendliche, und wird als Gefühl des Erhabenen in unserer eignen Natur auf die Gegenstände überges tragen.

Auch die Phantasie kann noch eine eigene Quelle angenehmer oder unangenehmer Gefühle werden. Zwar sind ihre mittelbaren Wirkungen fast bey allen andern Gefühlen sichtbar, indem sie dieselben durch Wiedererweckung ehemaliger Vorstellungen entweder verschönert oder entstellt, bald mit angenehmen, bald mit unangenehmen Erinnerungen verbindet, und dadurch in  
 sie

sie die mannigfaltigsten Mischungen bringt; doch sind die Gefühle des Wunderbaren, Geheimnißvollen und Feyerlichen solche, die unmittelbar aus der Thätigkeit entstehen, worin sie durch gewisse Gegenstände mit der Vernunft gemeinschaftlich versetzt wird.

Das Wunderbare, was von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur abweicht, hat an sich schon den Reiz des Neuen, Unerwarteten und Paradoxen, würde aber doch nie angenehm werden können, da es uns durch die Empfindung des Regellosen und Widersprechenden betäubt, und den Verstand in seinem Fortschreiten aufhält; wenn es nicht die Phantasie aufweckte, die nun in ein freyes Spiel versetzt wird, ihre mannigfaltigen Gebilde von der Geisterwelt nach Belieben auf das Sinnliche zu übertragen, ohne sich durch irgend etwas eingeschränkt zu sehen.

Nicht anders ist es mit dem Geheimnißvollen, das eben so wie das Wunderbare auf schwärmerische und ungebildete Menschen einen unbeschreiblichen Eindruck macht, weil es nichts zu denken, aber desto mehr zu träumen gibt.

Das Feyerliche hingegen ist mehr ein Gefühl gebildeter und durch große Vorstellungen genährter Seelen, und wird durch solche Gegenstände gewirkt, woran die Einbildungskraft ernste und erhebende, auch wohl furchtbare Gedanken zu knüpfen gewohnt ist, in denen sich unsere Kraft  
und

und Ohnmacht zugleich darstellt, da die Vernunft zwar ihre Ideen schafft; aber der Verstand vor ihrer dunkeln Unbegreiflichkeit gleichsam zurück schaudert und in eine Art von Erstaunen versinkt, welches noch dadurch vermehrt wird, daß die Einbildungskraft diese Ideen in der höchsten Schnelle, eine nach der andern, vor der Seele vorüber führt, und es nicht gestattet, auch nur bey einer einen Augenblick auszuruhen. Nur darf das Furchtbare an solchen Gegenständen nicht zu hervorstechend seyn; sonst tritt an die Stelle jener feyerlichen Gemüthsstimmung eine Bangigkeit, die die erstere ganz überwältigt. Feyerlich sind: die Dunkelheit der Nacht in ihrer ehrwürdigen Stille; die weiten Hallen alter halbversunkener Gebäude und gothischer Tempel; der Anblick einer in rührender Andacht verlorenen Versammlung; hier treibt überall die Phantasie ihr Spiel mit ernstern, großen, Ehrfurcht und Erstaunen erweckenden Bildern.

Auch das Lächerliche und Naive lassen sich noch zu denjenigen Gefühlen rechnen, die durch mäßige Beschäftigung der Einbildungskraft hervorgebracht werden; in wie fern diese sich mit dem Witz und Scharfsinne gemeinschaftlich anstrengt, gewisse räthselhafte und von den Regeln der Klugheit und conventionellen Anständigkeit abweichende Erscheinungen zu enträthseln und mit jenen Regeln in Einstimmung zu bringen,

gen, bis sie endlich durch die Entdeckung, daß es nichts war, überrascht wird, und die Spannung sich plötzlich in eine wohlthätige Ruhe verwandelt, die, nach einem großen Aufwande von Kraft, ungemein süß und belebend ist.

Alle bisher dargestellte Gefühle gingen hervor aus der lebendigen Beschäftigung einer einzelnen Kraft, setzten nur die Wirksamkeit derselben voraus, und konnten sehr wohl mit einseitiger Bildung bestehen. Am edelsten aber erscheint der fühlende Mensch da, wo er der harmonischen Thätigkeit aller seiner geistigen Kräfte, nach den Gesetzen ihrer Natur und im richtigsten Verhältnisse zu einander, inne wird. — Wahrheitsgefühl. — Eine seltene Erscheinung unter den Sterblichen, denen Irrthum und Thorheit so oft ihr beschiedenes Loos, der Gegenstand ihres innigsten Vergnügens, zu seyn scheint. Es setzt voraus eine solche Ausbildung der Natur, wo jede empfindende, bildende und denkende Kraft nicht bloß in denjenigen Gränzen und mit denjenigen Bestimmungen wirkt, die ihr durch ihr eigenes Wesen angewiesen sind, sondern auch ihr Interesse mit dem Interesse aller übrigen vereinigt, mit ihnen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke arbeitet. Wenn deswegen auch dieses hohe Gefühl in seiner ganzen Lauterkeit nirgends Statt finden sollte: so ist doch nicht zu läugnen, daß in der Menschheit die Anlage dazu, mit dem

Ehrenberg.                      G                      Sinne

Sinne für das Schöne und Große innigst gepaart, vorhanden sey und immer mehr ausgebildet werden könne. Es kündiget sich seinen Vertrauten an, als Gefühl der Befriedigung und der Ruhe bey allen Erschütterungen und Revolutionen auf dem Gebiete menschlicher Meinungen, durch stille, geräuschlose Weisheit und unerschrockenen Muth, ihre Bahn zu verfolgen. Wenn nicht schon ein schwacher Funke davon ins Herz fiel, vernimmt seinen Geist nicht; wer es aber durch einen richtigen und gesunden Verstand und durch Lauterkeit des Sinnes sich errungen hat, der unterscheidet es bald von der leidenschaftlichen Hitze und dem wilden Enthusiasmus der Schwärmeren.

---

Diese Bestimmung der Eindrücke, Empfindungen und Gedanken, den Gemüthszustand so oder anders zu modificiren, angenehme oder unangenehme Gefühle zu erwecken, würde an und für sich noch keine große Veränderung im Menschen hervorbringen, und ihn demjenigen Standpuncte, von welchem aus er durch sich selbst etwas werden kann, nicht im geringsten näher führen; wenn nicht jedes Gefühl auch zugleich mit einem Andringen innerer Kraft verbunden wäre, den Gegenstand, der es erweckte, sich näher zu bringen und

und mit sich zu vereinigen, oder ihn zu entfernen, zu begehren oder zu verabscheuen, je nachdem es angenehm oder unangenehm war<sup>\*)</sup>). So wird dann das Gefühl das Band, das die beyden übrigen Vermögen des Menschen, das des Erkennens und des Begehrens, mit einander verbindet, und ihn selbst als ein vollendetes, mit der Natur zwar noch immer innig verkettetes und von ihr abhängiges, aber doch aus sich heraus wirkendes und zu einer Bestimmung anstrebendes Wesen darstellt.

G 2

Die

---

\*) Nur die Gefühle des Schönen, Wahren und Erhabenen machen davon eine Ausnahme, weil sie, vor dem wirklichen Vorhandenseyn ihrer Gegenstände, nicht Statt finden können, und, ohne ein Interesse an der näheren Vereinigung zum materiellen Genusse zu verrathen, bloß bey dem innigen Anschauen und der Betrachtung (dem formellen Genusse) verweilen, wozu es keiner Vereinigung bedarf. Das Wahrheitsgefühl setzt außerdem schon eine gewisse harmonische und mit sich selbst übereinstimmende Bildung der Seelenkräfte voraus; das Wahre ist schon gefunden, ehe das Gefühl erwachte, und kann sich nicht inniger mit uns vereinigen, als es schon im Augenblicke des Findens selbst geschah. Was allenfalls daraus hervorgehen könnte, wäre weiteres Streben, seine Kräfte immer mehr zum gleichmäßigen Zusammenwirken nach den Gesetzen ihrer Natur zu bilden.

Die Disposition zum Begehren gewisser Gegenstände, die den Lustsinn befriedigen, heißt: Neigung; die wirkliche Richtung der Kraft auf einen von diesen Gegenständen ist der Trieb dazu. Die Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines oder mehrerer Triebe verändern immer den Zustand des Menschen, und geben dem Gefühle eine herrschende, bald ruhigere, bald heftigere Stimmung, den Affect. Freude, Fröhlichkeit, Entzücken, Traurigkeit, Gram, Kummer, Furcht, Entsetzen, Verlangen, Hoffnung, Liebe, Haß und Neue sind die allgemeinsten Arten davon.

Gelangen die Triebe und Affecten zu einer vorzüglichen Stärke und längern Dauer: so entstehen Leidenschaften, die alsdann mit überwältigender Macht das ganze Herz ausfüllen, alle übrigen Triebe von ihrem Interesse abziehen und für sich in Bewegung setzen, die Gesundheit und oft das Leben des Menschen zerstören.

Der Mensch, in wie fern er nur denkt und fühlt, ist ein mechanisches, der Natur und ihren Gesetzen unterworfenenes Wesen; seine Einsichten richten sich nach den Regeln des Wahren, seinen natürlichen Anlagen, seiner Empfindungsweise und seinen Fähigkeiten, nach der Stärke oder Schwäche, nach der größern oder geringern Reizbarkeit des thierischen und geistigen Lebens. Er kann nicht anders denken und fühlen, als  
wie

wie die Natur es ihm vorschreibt, nichts anders für wahr halten, als wozu sie ihn leitet. Aber so bald als begehrende Kräfte in ihm sich regen, tritt er in seine eigene Sphäre, und vermag auch nun, seinen Neigungen gemäß, seinem Denken und Fühlen andre Richtungen zu geben, den Sinn für das Schöne, Große und Wahre zu bilden. Hier wird uns die Menschheit erst vorzüglich wichtig, weil nun ihre eigentliche moralische Natur anfängt, die durch das Uebrige nur eingeleitet und vorbereitet wurde. Hier müssen wir sie in ihren mannigfaltigen Bestrebungen und Trieben kennen lernen.

Vergnügen, angenehmes Gefühl, Bedürfnis des Lebens sind die Quelle aller wesentlichen und ursprünglichen Triebe der menschlichen Natur, die daher, eben so wie jene, bald thierischer, bald geistiger, bald selbstfüchtiger, bald wohlwollender Art sind, je nachdem sie aus dem körperlichen oder geistigen Leben hervorgehen, sich auf den eigenen oder fremden Zustand beziehen.

Die thierischen Triebe sind auf die Befriedigung gewisser Naturbedürfnisse des sinnlichen Menschen, auf diejenigen Gegenstände, gerichtet, die durch Beförderung und Erhöhung der körperlichen Lebensempfindung angenehme Gefühle regemachen. So ist im Menschen ein Trieb nach Thätigkeit, Bewegung und Ruhe, nach Sättigung, Geschlechtsverbindung

bung und belebender Beschäftigung der Empfindungsorgane.

Der Mensch strebt zunächst nach sinnlicher oder körperlicher Thätigkeit. Dies ist einer der nothwendigsten und wirksamsten Triebe seiner Natur: weil die Bewegung der körperlichen Organe, woraus er entspringt, mit der Lebenskraft aufs genaueste verbunden und ihre natürlichste Aeußerung ist. Die Erfahrung lehrt ihn auch als einen solchen kennen, der bey allen Menschen, ohne Ausnahme, sich zeige; auch da, wo jede Rücksicht auf den Nutzen, der etwa davon zu erwarten wäre, wegfällt, ja wo der Gedanke an den letztern noch nicht einmal Statt finden kann. Dahin gehören sowohl die Spiele und kleinen Beschäftigungen des Kindes, als bey Erwachsenen die mannigfaltigen und sinnreichen Erfindungen gegen die lange Weile, die überhaupt eine der drückendsten Empfindungen ist. Alles will beschäftigt seyn; nur freylich nach dem verschiedenen Maasse der Kräfte, die er dazu in sich vorfindet, ein jeder auf verschiedene Art; der eine mäßiger, der andre stärker, der eine leichter und flüchtiger, der andre angreifender und ausdauernder. Thätigkeit ist Fortsetzung des Lebens; gänzliche Ruhe, Tod der Natur. Selbst die Indolenz des Pflagma's streitet so wenig gegen die allgemeine Herrschaft dieses Triebes, daß sie vielmehr einen Beweis dafür

für abgibt: denn eigentlich ist es doch nur ein geringerer Grad von Thätigkeit, die nach seiner körperlichen Beschaffenheit für ihn Bedürfnis ist, was er sucht.

Die Wirkungen dieses Thätigkeitstriebes sind im Ganzen für das menschliche Geschlecht und für jeden Einzelnen sehr wohlthätig geworden. Er half ihm seinen Wohnplatz verschönern, die Annehmlichkeiten des Lebens vervielfältigen und seine Anlagen cultiviren; er ist es noch immer, der ihn in der absichtslosen Entwicklung seiner Fähigkeiten auf seine Bestimmung vorbereitet und ihn bis zu dem Puncte hinaufbildet, wo Erziehung und Vernunft ihn aufnehmen. An und für sich selbst ist dieser Trieb unbestimmt, er verlangt nur eine ihm angemessene Beschäftigung; welche Richtung er nehmen, auf welche Gegenstände er vorzüglich verfallen werde, hängt vom Zufalle, den Umständen, die auf ihn wirken, und den übrigen Trieben ab, mit denen er sich in einem und demselben Menschen verbunden hat. Hierauf kommt es auch an, ob er nicht oft für die menschliche Wohlfahrt mehr verderblich als wohlthätig werden solle.

So lange die Thätigkeit noch keinen ihr angemessenen Stoff hat, woran sie sich äußern könne, wird sie natürlich auf dasjenige verfallen, was sie an andern wahrnimmt, dasjenige nachbilden, was andre vor ihr verrichteten. Eben

so ist es in den Augenblicken der Zerstreuung, des Nachdenkens und des unwillkürlichen Handelns überhaupt, wo die Phantasie, da der Verstand irgendwo anders hingerrichtet ist, sich selbst überlassen, uns leicht in Ansehung unsers Zustandes täuscht, den eines andern an seine Stelle setzt, und uns aus diesem heraus handeln läßt; woraus sich dann nach und nach durch Gewohnheit ein eigener Trieb, andern nachzuahmen, hervorbildet. Der Trieb zur Thätigkeit wird nun Nachahmungstrieb, und zeigt sich als solcher vorzüglich bey Kindern, bey Menschen von schwachem Verstande und lebhafter Einbildungskraft, aber auch bey wahren Originalen, wenn sie außer ihrer Sphäre sind, und bey den kenden Köpfen, die sich oft im Zustande der Zerstreuung befinden.

Spiele jeder Art bieten dem sinnlichen Menschen eine leichte und unterhaltende Beschäftigung dar, die, besonders nach anstrengender Arbeit, sehr willkommen seyn muß. Außerdem ist die Mannigfaltigkeit der durch das Spiel aufgeregten Affecten, ihre schnelle Abwechslung und Aufeinanderfolge ungemein belebend. Daher die Neigung zum Spiele, die wieder nur eine in der Natur gegründete Modification des Thätigkeitstriebes ist, und sich bey Menschen jeder Art, Weisen und Thoren, Kindern und Alten, Gebildeten und Ungebildeten, stär-

ker

ter oder mäßiger, offenbart; auch dann, wann wir von dem Interesse der Gewinnsucht noch absehen. In wie fern indeß manche Spiele mehr auf leichte und unterhaltende Geistesbeschäftigung angelegt sind: gehöre der Trieb zu ihnen schon mehr zur geistigen Natur des Menschen.

Aber auch Ruhe ist ein allgemeiner Wunsch des menschlichen Herzens, der, vom Thron ne herab bis in die Hütte des Bettlers, alles in Bewegung setzt, und auf den jede angestrongtere Thätigkeit, jeder größere Aufwand von Kraft oft ausschließend berechnet ist. Hier scheint die Natur sich selbst zu widersprechen, die doch Thätigkeit an sich schon als Bedingung des Lebens will. Genauer betrachtet ist indeß auch dieser Trieb nichts anders, als wieder eine besondere Modification jenes großen Grundtriebes; indem er entweder ein Streben nach einer geringen und leichteren Art von Thätigkeit ausdrückt, oder darauf gerichtet ist, neue Kräfte zu sammeln, ihren durch Ermüdung aufgehaltenen Fortgang wieder herzustellen und der Zerstörung vorzubeugen. Er kann ausarten, und alle willkürliche Thätigkeit bis zur dummen Indolenz vernichten; aber auch dann ist er nur Hingabe an die thierischen Lebensverrichtungen, die aus der körperlichen Complexion, dem Temperamente und der Verweichlichung entspringt.

Die Absonderung überflüssiger und drängender Stoffe befördert eine ungehindertere Wirksamkeit der übrigen Lebenskräfte, und wird in so fern, besonders wenn sie mit einer sanften und gleichförmigen Erschütterung der Empfindungsorgane verbunden ist, eine Quelle mehrerer Triebe, die aber größtentheils bloß organisch sind, und von denen nur der Geschlechtstrieb, der schon mehr zur thierischsinnlichen Natur gehört, und mit Bewußtseyn wirkt, hier bemerkt zu werden verdient. Seine Reize sind zwar nicht so ausdauernd und ununterbrochen wirksam, wie die des Triebes nach Thätigkeit, sondern nur momentan, steigen aber oft zu einer solchen Stärke, welche, in Ansehung ihres Einflusses auf Geist und Körper, kein anderer Trieb erreicht, und die, besonders beim weiblichen Geschlechte, in melancholischen Wahnsinn, Wuth und Raserey, die bis zum Selbstmorde gehen, ausarten kann. Außerdem gibt es auch wohl keinen einzigen Trieb, dessen Verirrungen für die menschliche Natur so gefährlich und zerstörend, für den ganzen Character von so verderblichen Folgen, und deswegen für die Moral so wichtig wäre, wie dieser.

Die Nothwendigkeit, die verzehrten oder abgegangenen Kräfte wieder zu ersetzen, weckt die unmittelbarsten Lebensbedürfnisse, Hunger und Durst; woraus der Trieb zu ihrer Befriedigung, zur Sättigung hervorgeht. Er ist,  
wie

wie der Geschlechtstrieb, nur momentan und von außerordentlicher Stärke, wie, aus seinem genauem Zusammenhange mit der Fortdauer oder Zerstörung der Maschine einteuchtet; aber gleichwohl sind seine Aeußerungen nicht von einer so betäubenden und gewaltsamen Lebhaftigkeit. Der Hungernde kann vieles wagen, aber er hat doch erst kaltblütig resignirt und handelt mit Bewußtseyn; nur der erhitzte Wollüstling hat alle menschliche Besinnung abgelegt.

Einige Arten, wie dieser Trieb nach Sättigung befriedigt werden kann, sind überdem noch mit einem belebenden Reize und einer sanften Erschütterung derjenigen Nerven verbunden, die dabey berührt werden, und hierdurch erhält er neue Bestimmungen, die über die Gränzen des Bedürfnisses hinausgehen, Wohlgefallen an seiner Befriedigung und das Verlangen erwecken, diese auf die angenehmste und genußvollste Weise zu bewerkstelligen. Leckerhaftigkeit und Gefräßigkeit sind die größsten Ausbrüche davon.

Das Reizende, Geschmückte und Prachtige bringen angenehme Gefühle hervor, indem sie die Empfindungsorgane, als die edlern Theile der thierischen Lebenskraft, unterhalten, stärken und in ein leichtes Spiel versetzen; daher die Prachtliebe, in wie fern sie nicht bloßes Erzeugniß der Ehrbegierde ist, auch noch zu den  
sinn:

sinnlichen Trieben der menschlichen Natur gehört. Aber sie ist schon feinerer und edlerer Art, da sie näher an das geistige Leben gränzt. Sie zeigt sich in den mannigfaltigen Ausschmückungen roher und gebildeter Völker, und in dem Bestreben, Gegenständen des Genusses auch die Reize für die Sinne zu geben, in den verschiedenen Arten des Luxus.

Auch die Verstandesgefühle gehen über in Tendenz zu demjenigen, was die Bedürfnisse seiner Fähigkeiten und Functionen befriedigt. Die daraus entspringenden Triebe lassen sich alle auf den Erkenntnistrieb oder die Wissbegierde zurückführen, von welcher sie nur verschiedene Richtungen und nähere Bestimmungen sind, die aus der Natur des Einzelnen hervorgehen.

Der Trieb zur Erkenntniß befaßt alle Gegenstände, die die Thätigkeit des Verstandes befördern, ihr einen mannigfaltigen, aufreizenden und leicht zu bearbeitenden Stoff darbieten. Er ist auch in allen Menschen vorhanden, in denen die Verstandesfähigkeit nur eben erwacht ist, und gehört mit als Bedingung zum geistigen Leben.

Bei schwachen Köpfen äußert er sich als Trieb zum Alten und Gewohnten. Ihre Empfänglichkeit ist auf wenige Gegenstände eingeschränkt, ihr bildendes Vermögen ist schwach  
und

und verträgt keine Anstrengung; darum kehren sie so gerne zu demjenigen wieder zurück, was sie schon oft gedacht und geordnet, und in dessen Bearbeitung sie schon einige Fertigkeit erlangt haben. Daher die außerordentliche Gewalt, womit Gewohnheit und frühere Eindrücke sich des menschlichen Herzens bemächtigen und seine ursprünglichen Triebe stärken, schwächen oder gänzlich vernichten. Daher die Anhänglichkeit an das Alte, die bey vielen Menschen oft so groß ist, daß die deutlichsten und einleuchtendsten Wahrheiten nicht dagegen zur Sprache kommen können, und die größten Aufopferungen geliebter Wünsche, selbst Gefahren, freudig dagegen übernommen werden. Diese Anhänglichkeit wird um so viel stärker, je mehr die Phantasie angenehme und reizende Nebenvorstellungen damit verbunden hat.

Da indeß der Verstand sich doch nicht immer mit denselben Gegenständen beschäftigen kann, ohne endlich ihrer ganz überdrüssig zu werden, und das Bedürfniß einer leichtern Beschäftigung noch immer fortdauert: so gesellt sich zu jener Gemächlichkeit und Trägheit gegen alles, was höhere Anstrengung fordert, gewöhnlich Neubegierde in kleinen und alltäglichen Angelegenheiten, lebhaftes Interesse für die Geschichten des Tages und die Märchen des Kreises, in welchem wir leben. Doch scheint auch  
bessern

bessern Köpfen diese Neigung oft eigen zu seyn, die darin eine Art von Erholung nach angreifender Beschäftigung suchen.

Mit mäßigen Kräften, aber einer flüchtigen, immer auf der Oberfläche schwebenden Thätigkeit des Verstandes, ist gewöhnlich ein Trieb zum Mannigfaltigen und zur Abwechslung, sowohl in Gedanken und Meinungen als auch in äußeren Gegenständen, verbunden. Menschen dieser Art haben eine rege Empfänglichkeit für Geistesbeschäftigung; sie ist ihnen ein so dringendes Bedürfniß, daß die lange Weile ihnen unter allen am empfindlichsten wird. Aber daher kommt es auch, daß fast mit jedem Augenblicke neue Bedürfnisse in ihnen aufsteigen. Die tief eingehende Bearbeitung, die vollendete Entwicklung eines schon halb gebildeten Gedankens hat zu wenig Reiz für sie, und erfordert auch wirklich mehr Reife des Geistes, um ihnen so viel Unterhaltung zu geben, als sie verlangen. Ihr lebhaftes Temperament reißt sie von einem Gegenstande zum andern fort; ein flüchtiger Blick läßt sie geschwinde etwas fassen, aber nicht lange fest halten; ihr Verstand ist mehr lebhaft als scharf und durchdringend. Deswegen zeigt sich auch vorzüglich bey glücklichen Köpfen und glänzenden Genie's dieser Trieb zur Abwechslung und Veränderung in ihren Gedankenreihen, ein unwiderstehlicher Hang zu rauschenden, und viele leichte

leichte Ideen herbeiführenden Zerstreuungen. Sie greifen gleich jeden neuen Gedanken, jede neue Ansicht auf; um so mehr, je unerwarteter, rascher und auffallender der U.bergang dazu ist. Paradoxieen sind ihnen, als eine unterhaltende Beschäftigung des Witzes und des Scharfsinnes, besonders angenehm. Indes findet sich dieser Trieb doch auch bey solchen Menschen, denen es sowohl an Lebhaftigkeit als an Energie des Geistes fehlt, und die sich für das Neue und Unerwartete nur darum interessiren, weil sie sich für nichts anders interessiren können.

Da Verstand und Vernunft gewöhnlich so ganz und innig in einander greifen, daß der aufmerksamste Beobachter ihre Wirkungen nicht immer zu unterscheiden vermag: so hat die letztere an den genannten Trieben schon mit ihrem Antheil. Indes äußert sie sich im Begehrungsvermögen noch vorzüglich durch das Bestreben, das Gedachte und Ersehnte zu einem Ganzen zu verarbeiten, und ihm diejenige Vollendung zu geben, die eines vernünftigen Menschen würdig seyn könnte, Ordnung, Uebereinstimmung, Würde und Festigkeit in unser Denken und Handeln zu bringen. Ein Trieb, der sich in der Folge noch deutlicher als die eigentlich moralische Anlage des Menschen offenbaren wird.

Alle diese Triebe und Bestrebungen gehen unmittelbar aus der menschlichen Natur und den  
Bes

Bedürfnissen ihrer thierischen und geistigen Lebenskraft hervor. Bey einiger Bildung des Verstandes wird er aber auch bald auf die Mittel aufmerksam, durch deren Besitz und Gebrauch er sich die Befriedigung derselben am sichersten versprechen darf. Und nun entstehen in ihm neue Bedürfnisse, neue Triebe, die Anfangs bloß mittelbar sind, sich aber hernach allmählig in der Seele festsetzen und in den Regionen dunkler Empfindungen so weit verlieren, daß ihre Bestimmung ganz aus dem Gedanken verschwindet und Mittel und Zwecke in einander fließen.

Durch der rohe Verstand hat bald die Erfahrung gemacht, daß der Besitz oder das Eigenthum die ausschließende Bedingung alles Genusses sey, und strebt deswegen nach allem, wodurch er sich dessen versichern kann. Im geselligen Leben ist das Geld als formelles Substitut des materiellen Eigenthums, um den gegenseitigen Verkehr und die Austauschung der gewonnenen Producte, und also die vielseitige Befriedigung unserer Bedürfnisse zu befördern, eingesetzt. Daher der Erwerbungstrieb oder die Gewinnucht, jene gewaltige Triebfeder, die durch alle Stände hindurch wirkt, alle Kräfte in Bewegung setzt, und alle Veranstellungen, die die Natur zur Geselligkeit getroffen hat, so oft wieder fruchtlos macht. Das Geld, an und für sich betrachtet, würde nie unser Wohlgefallen  
und

und das Streben nach seinem Besitze in einem so hohen Grade erwecken; aber das Geld, als Mittel, sich jeden Genuß zu verschaffen, sich alles dessen zu versichern, was das Leben verschönern und seine Annehmlichkeiten erhöhen kann, das ist es, was jenes rastlose Arbeiten der Menschen rege macht, das keine Hindernisse scheut, sich durch keine Gefahren abschrecken läßt. Wenn es auch eine bekannte Erfahrung ist, daß die gewinnstüchtigsten Menschen gewöhnlich am wenigsten genießen: so ersetzt bey diesen die Vorstellung dessen, was sie genießen könnten, auch dann, wann sie bewusstlos, und ohne merkliche Empfindung davon, ihrer Seele vorüber geht, den wirklichen Genuß. Der Anblick des Geldes weckt eine Menge sich anschließender Phantasiebilder auf, und veranlaßt die Täuschung, als ob es selbst der Gegenstand ihrer Freude wäre.

Nicht anders ist es mit dem Ehrtriebe. An und für sich würde uns das Urtheil der Menschen über unsre Vollkommenheit oder Schwäche, unsern Wehrt oder Unwehrt äußerst gleichgültig seyn, und zu unsrer Lebensempfindung nichts beitragen können; wenn nicht anderweitige Genuße dadurch verstärkt oder geschwächt würden; wenn nicht andre Triebe da wären, deren Befriedigung von der Herrschaft abhängt, die wir über die Meinungen und die Herzen der Menschen behaupten. Die geheime und öffentliche Anek-

Ehrenberg. S kenz

Kenntnis unserer Vorzüge interessirt uns, weil sie uns diese Vorzüge lebhafter zu fühlen gibt, dassjenige, was wir genießen, unserm Geiste mehr vergegenwärtigt, uns eine gewisse Erhabenheit, nicht bloß über sinnliche Gegenstände, sondern auch über Geschöpfe unsrer Art gibt, wodurch wir gleichsam aus ihrer Sphäre hinausgerückt werden und eine Gewalt über ihre Kräfte erhalten, die es uns leicht macht, unsre übrigen Wünsche zu befriedigen. Das ist es, was uns mehr oder weniger fühlbar vorschwebt, und in jedem nicht ganz Empfindungslosen den unermüdbaren und unverdrossenen Eifer erhält, andrer Beyfall und Achtung zu erstreben. Zahllos und unendlich verschieden sind die großen und kleinen, die weisen und thörichten, die edeln und verabscheuungswürdigen Thaten, wozu Menschen durch das Verlangen, sich in den Augen anderer bedeutend zu machen, begeistert wurden, die alle in verschiedenen Richtungen von diesem einem Punkte ausliefen, und sich als Großmuth oder Grausamkeit, Edelsinn oder Falschheit, hohen Troß oder feige List, kühne Entschlossenheit oder schlaue Niederträchtigkeit offenbarten; je nachdem sie von der Weisheit oder von der Thorheit erzeugt waren und genährt wurden. Ein interessantes Schauspiel sich drängender und gegen einander kämpfender Kräfte, das die Menschengeschichte uns hier darstellt!

Ein

Ein freyer und ungestörter Gebrauch unsrer eigenen Kräfte, eine ungehinderte Richtung derselben, wohin wir wollen, die durch gar keine äußere Gewalt eingeschränkt werde, die fortdauernde harmonische Wirksamkeit alles dessen, was zu unserm thierischen und geistigen Leben gehört, sind die vorzüglichsten Bedingungen, das Angenehme zu empfinden und mit uns zu vereinigen, und erwecken deswegen den Trieb zu ihrer Erhaltung und Beförderung, so bald sie nur als solche erkannt sind. Daher der Enthusiasmus, worin das bloße Wort Freyheit feurige Köpfe so leicht versetzt; die Allgewalt, womit der Gedanke an sie auf die Herzen der Gebildeten und Ungebildeten wirkt, und sie zu den kühnsten Unternehmungen auffordert, den drohendsten Gefahren entgegen führt; der wilde Troß und die kalte Resignation, womit der Sklave seine Fesseln trägt, und sie bey der ersten Aussicht, daß es ihm gelingen werde, von sich abzuschütteln sucht. Die Einbildungskraft drängt bey diesem Gedanken gleich eine Menge von Vorstellungen zusammen, die die süßesten und theuersten Güter des Lebens umschließen. Das Gefühl eines angeborenen und unveräußerlichen Rechtes scheint hier auch mit zu wirken. Nur da, wo der finsterste Aberglaube, thierische Dummheit oder der schrecklichste Despotismus dieses Gefühl erstickt, jede Erhebung der Phantasie über den Kreis sichtbarer

Gegenstände niedergeschlagen, oder sie selbst, durch Richtung auf sinnlose Gegenstände, gelähmt hatten, konnte der Mensch seine Ansprüche auf eine durch die Gesetze einer rechtmäßigen Staatsverfassung geheiligte Freiheit aufgeben, und der Unterjochung seiner Vernunft, seines Gewissens und seiner körperlichen Kräfte geduldig zusehen, wodurch die Menschheit in ihm gänzlich abgewürdigt wurde.

Nicht anders ist es mit dem Leben. Auch bey dem unglücklichsten Menschen hat die Vorstellung von dem vielen Schönen und Frohen, das es in sich vereinigt, eben so vielen Antheil an seiner Todesfurcht, als der Schrecken der Zerstörung selbst. Für das Leben wagt er alles, und ein kaltblütiger Entschluß zum Selbstmorde kann nur aus dem höchsten Grade der Hoffnungslosigkeit und der gänzlichen Verzweiflung, noch etwas Erfreuliches und Angenehmes von ihm erwarten zu dürfen, aus dem widersinnigen Gedanken, alles verloren zu haben, hervorgehen.

Freiheit und Leben sind also zwar keine angeborene, aber doch sehr wesentliche Triebe der menschlichen Natur; sie entspringen aus der sinnlichen Wahrnehmung ihres Einflusses auf Lebensgenuß.

In dem Triebe, sich an dem, der ihn kränkte, zu rächen, zeigt sich der Mensch von einer sehr niedrigen Seite; von einer Seite, wo seine  
Natur

Natur an Inhumanität gränzt. In ihm offenbart sich am deutlichsten die Gewalt, womit dunkle Eindrücke ihn nicht selten gegen die lichtvollsten Einsichten des Verstandes fortreißen. Rache ist oft weiter nichts als gedemüthigtes Ehrgefühl, das von seiner Ohnmacht wieder aufsteht, um es dem Beleidiger, der einen gewissen Triumph über uns erhalten zu haben scheint, fühlen zu lassen, daß wir nicht unter ihm sind. Oft ist sie aber auch ein dunkler Andrang der Natur, uns der Beeinträchtigung unsrer wahren oder erträumten Rechte zu widersetzen, ein eingebildetes Mittel, sie zu verhüten oder wieder gut zu machen, das fast immer zu spät kommt, und nichts weniger als seinen Zweck erreicht, aber dennoch, weil die Vorstellung davon unentwickelt bleibt, auch gegen die deutlichsten Einsichten des Verstandes etwas Unwiderstehliches hat.

Der Mensch ist nicht bloß ein eigennütziges, er ist auch von Natur ein geselliges Wesen; er besitzt nicht allein die Anlage zur Selbstsucht, die Einbildungskraft hat auch, durch Hülfe der Sympathie, den Zustand des andern an seine eigene Lebensempfindung gebunden. Daher entstehen neue Triebe, die mehr geselliger Art sind, sich auf andre empfindungsfähige Wesen beziehen, und das Bestreben bey uns erwecken, ihren Zustand zu verbessern, sie selbst uns näher zu bringen, zu einem gegenseitigen Genuße, zur

§ 3

innig:

innigsten Theilnahme und Mittheilung mit uns zu vereinigen, und so die schönsten Verbindungen des Lebens schließen.

Ein gewisser allgemeiner Trieb des Wohlwollens gegen andre, Mitempfindung ihres Leides und ihrer Freude und der daraus entstehende Wunsch, jenes zu vernichten und diese zu erhöhen, ist der menschlichen Natur in dem Grade eigenthümlich, daß er nur durch gänzliche Verbildung, den traurigsten Einfluß der Umstände und durch absichtliche Bemühung, aber auch das durch noch nicht ganz, ausgerottet werden kann. Die Zeichen ihrer widrigen oder frohen Empfindungen, der Anblick der Gegenstände, die diese rege machten, erinnert uns an unsern eigenen ehemaligen Zustand, und bringt dadurch in uns ähnliche Gefühle hervor. Das Bestreben, diese, wenn sie unangenehm sind, zu entfernen, und im entgegengesetzten Falle zu verstärken, richtet sich alsdann natürlich auch auf die veranlassende Ursache, die in dem innern Zustande des andern liegt, und wird Trieb des Wohlwollens. Da uns dieser Zustand des andern nie ganz gleichültig seyn kann, und entweder von der einen oder von der andern Seite zum Mitgeföhle auffordert: so findet dieser Trieb, der der menschlichen Natur so sehr zur Zierde gereicht, auch immer Gegenstände, die ihn aufregen und wirksam erhalten können. Von der Lebhaftigkeit und Schnelligkeit

Ugkeit der Einbildungskraft, von der mehr oder minder reizbaren Empfindlichkeit des Gemüthes, und von der Stärke, womit äußere Eindrücke in uns übergehen, hängt indeß die Gewalt ab, die er über das Herz behauptet.

Vorzüglich äußert sich dieses Wohlwollen gegen diejenigen, die vorher selbst unsere Wohlthäter gewesen sind. Wir fühlen uns hier, oft uns selbst unbewußt, veranlaßt, eine genauere Verbindung zwischen uns und ihnen zu denken, welches allmählig zur Fertigkeit wird, in jede Empfindung hinüber schleicht und ihr eine andre Gestalt gibt. Eine wohlthätige Selbsttäuschung, auf die es die Natur selbst angelegt zu haben scheint, und die sich durch keine Vernünfteley so leicht wegdisputiren läßt. Daher kommt es, daß uns der Uebergang von dem Zustande unsers Wohlthäters zu unserm eignen ehemaligen viel leichter wird, das Mitgefühl mit größerer Stärke wirkt, und die daraus entstehenden Entschliessungen und Handlungen eher herbeiführt. So bildet sich der natürliche Trieb zur Dankbarkeit gegen Wohlthäter, die nicht so sehr Ausdruck der Anerkennung seiner Wohlthaten, als vielmehr eine höhere Art der Sympathie und daraus hervorgehende Handlungsweise ist. Er wird uns nun selbst interessanter, wir freuen uns, ihn um uns zu sehen: weil sein Anblick die Phantasie wieder auf

all' das Gute und Erfreuliche richtet, das uns von ihm wiederfuhr und uns mit Wohlgefallen daran erinnert. Der Trieb zur Dankbarkeit ist also eine nothwendig erfolgende Tendenz der geselligen Natur des Menschen, und kann auch schon in einem Gemüthe Statt finden, dem keine Moralität noch fremd ist; ein gänzlicher Mangel daran wird, als die höchste Rohheit und Inhumanität, verabscheut.

Empfindungsweisen, Denkarten, Gefühle, Gesinnungen und Grundsätze, die den unsrigen ähnlich sind, oder sich wegen einer gewissen Verwandtschaft, oft auch wegen eines leichten und sanften Contrastes, an die unsrigen anschließen, und sich unvermerkt mit ihnen zu einem harmonischen Ganzen vermischen, erleichtern ebenfalls den Uebergang von dem Zustande anderer zu unserm eigenen, und befördern dadurch die Mitempfindung, bringen seine Leiden und Freuden unserm Herzen näher, und erwecken das Bestreben, nicht allein seine angenehmen Empfindungen zu vermehren, sondern uns auch selbst genauer und inniger zum gegenseitigen Genuße mit ihm zu vereinigen. Die Theilnahme des einen an den Begegnissen des andern wird nun selbst Gegenstand unsers Wohlgefallens, dringendstes Geistesbedürfniß und feurigster Wunsch. Der Freund gibt seinen Freund sich selbst von seiner schönsten und edelsten Seite wieder, oder

er

er ergänzt die Mängel seines Herzens aus der Fülle seines eigenen. Daher der Trieb zu uneigennütziger Freundschaft, die auf gleicher oder sich annähernder Stimmung der Seele ruht, und deren Bedürfniß sich in jedem Menschen offenbart, der seine Gefühle einigermaßen cultivirt hat.

Die Vermischung der Freundschaft mit dem Geschlechtstriebe und ihre Richtung auf einen Gegenstand des andern Geschlechtes bringt Liebe hervor. Diese Vermischung ist aber so fein nuancirt und so mannigfaltig in einander geschlungen, daß es auch dem scharfsinnigsten Menschenkennner schwer fällt, beide von einander zu trennen, ihren wechselseitigen Beitrag abzusondern, und darnach ihre eigentliche Entstehungsgeschichte im menschlichen Herzen zu verzeichnen. Hierzu kommen noch die Gefühle der Schönheit und des Reizes, die in der Liebe von einem mächtigen aber äußerst zufälligen Einflusse sind, und unter welchen besonders das letztere fast in jedem Menschen verschieden ist und durch verschiedene Gegenstände bewirkt wird. Dadurch wird dann die Einbildungskraft zu einem so mannigfaltigen und regellosen Spiele mit den üppigsten und kühnsten, den sanftesten und feurigsten Bildern veranlaßt, daß diese Leidenschaft fast in jedem Herzen eine andre Gestalt gewinnt, die Gefühle und Wünsche immer dunkler macht, und die Liebenden

den nie selbst wissen, was sie wollten. Daher wurden denn auch die übertriebenen Behauptungen veranlaßt, nach welchen man diese, in der That humane Neigung, in der die Natur den rohen Geschlechtstrieb durch Sympathie veredelte, bald zu dem erstern wieder herabwürdigte, bald zur höchsten Platonischen Empfindelen exaltirte. Uebrigens aber scheint die geistige Natur des Mannes und des Weibes absichtlich zu einem gegenseitigen Anschließen eingerichtet zu seyn, um durch die genaueste Verbindung ein vollendetes, ausdrucksvolles Ganze darzustellen, diejenige Vereinigung zu befördern, in der der Mensch allein die Bildung empfängt, die seiner hohen Natur würdig und ihr angemessen wäre.

Der längere und öftere Umgang, gegenseitige Hülfe und daraus entstehende Dankbarkeit, leichtere Angewöhnung an die Denkungsart, die Meynungen und Handlungsweisen gewisser Menschen, die Schicksale, die uns gemeinschaftlich treffen, die mannigfaltigen Gelegenheiten, sich einander mitzutheilen und seine Theilnahme zu beweisen, tragen insgesammt dazu bey, dem Mitgefühl den Weg zu bahnen, und das Band der Liebe und des Wohlwollens so fest als möglich zu knüpfen. Daher die Liebe naher Verwandten, der Geschwister, Eltern und Kinder unter einander, und die größere Sympathie, die sich  
 so

sowohl bey frohen als traurigen Ereignissen in diesen Verhältnissen offenbart.

---

Alle diese Triebe sind dem Menschen in verschiedenen Mischungen eigenthümlich; sie setzen zuerst seine Kräfte in Bewegung, um sich her und auf sich selbst zu wirken, sich Gegenstände des Genusses zu verschaffen, und der Welt, die ihn umgibt, eine neue, seinen Wünschen angemessene Gestalt anzufornen; sie bilden den Kreis um ihn her, in dem er thätig seyn, und den er nachher immer mehr, bis ins Unendliche, erweitern kann.

Durch sie geht der Mensch, wenn der letzte Verstand nun hinzu kommt, über die Mittel ihrer Befriedigung raffinirt, und sie selbst, zur Beförderung eines gemeinschaftlichen Interesses, in nähere Verbindung rückt, aus der Classe gemeiner Naturproducte hervor, die erste, obgleich noch niedrigste Stufe seines Daseyns zu betreten, ein für sich bestehendes, aus sich selbst heraus wirkendes, durch eigene Kraft bildendes Wesen zu werden.

Und doch würde er noch wenig seyn, wenn er hier ewig festgehalten, hier ewig stehen zu bleiben, durch ein unerbittliches Schicksal gedrungen würde. Nur wenig mehr wahren Wehrt,  
als

als die übrigen Erzeugnisse der Natur, würde er besitzen; da er doch von ihr seine ersten Eindrücke empfinde, da sie ihm seine Empfindungen, Begriffe, Gefühle und Wünsche darreichte, und nachher weiter ordnete, bestimmte und ihnen diejenige Richtung gäbe, die sie nehmen und immer behalten sollen; da er bloß von ihrer Hand geleitet, erhoben oder mißhandelt würde, wie es ihren Launen genüge. Seine Herrschaft würde er nur unter ihrer Vormundschaft treiben, und bey all' seiner vermeinten Größe und Kraft doch ein Spiel der Nothwendigkeit bleiben, ohne eigenen, festen, durch sich selbst bestehenden und unerschütterlichen Willen, der ihn allein sich wiedergeben könnte.

Seine Neigungen, Wünsche und Bestrebungen sind, so wie sie sich von Natur in ihm entwickeln, nichts mehr und nichts weniger, als die Folge seiner körperlichen Constitution und der zufälligen Mischung seiner thierischen und geistigen Lebenskräfte; daher nirgend sich gleich, in verschiedenen Menschen überall einander widersprechend und sich selbst vernichtend. Er würde sie zwar durch seinen Verstand leiten und einander unterordnen können, aber auch hier, von der Schöpferinn seines Verstandes, dem ewigen Zusammenhange der Dinge gemäß, genöthiget. Und wenn es dies noch allein wäre! Jede dieser Neigungen hat auch ihre besondere Richtung und  
 ihr

ihr besonderes Verhältniß zu den übrigen in seiner Natur. Sie stehen schon von selbst im auffallendsten Widerstreite, der durch gereifte Erfahrung, erhöhte Cultur und geweckte neue Bedürfnisse nur noch mehr gereizt, noch lebhafter und auffallender gemacht wird; die eine scheint es auf die Zerstörung der andern angelegt zu haben, um es dem Menschen bey allem seinem Philosophiren über Glückseligkeit empfinden zu lassen, daß er, ohne etwas Höheres und Edleres, nie eins mit sich selbst seyn könne. Alle Maximen und Grundsätze, die er sich entwirft, um sie zum ruhigen Genuße in ein richtiges Verhältniß zu bringen, sind veränderlich; und so oft ein neuer Wunsch in ihm erwacht, oder ein alter mehr Lebhaftigkeit gewinnt, sieht er sich genöthigt, sie wieder mit neuen zu vertauschen. Und so geht es immer fort in einem unaufhörlichen Kreislaufe, bis er von diesem mühevollen Kampfsplatze betrogenen Wunsche und getäuschten Hoffnungen abtritt.

Ueberwiegende Stärke einer Neigung, Nachgiebigkeit gegen sie, und öftere Befriedigung erheben sie zur Leidenschaft, zu einem unwiderstehlichen Hange, der alles mit sich fortreißt, mit gränzenloser Gewalt auf das Herz wirkt, die größten Unordnungen und Verwüstungen anrichtet, oft all' seinen Frieden zerstört, ihn der  
Muth;

Muthlosigkeit hingibt, und den Kreis seines Handelns zum freudenlosen Schauplatze der größten Verwirrungen macht. Oft erreicht sie diese Gewalt nicht, und wirkt mehr auf die Gemüthsstimmung selbst wieder zurück, um als innere Bewegung (Affect), mit noch größerer Regellosigkeit, seine Freuden bald zu befördern, bald gänzlich zu vernichten, seiner Ruhe noch gefährlicher zu werden, und ihn so immer fort mit Beschämung auf sich selbst hinsehen zu lassen.

Betrachtungen dieser Art müssen es dem Menschen bald zu einer wichtigen Angelegenheit machen, seine Kräfte, innere Triebe und Bewegungen der Vormundschaft der Natur und jener blinden Regellosigkeit zu entreißen, ihnen eine harmonische Richtung, ein übereinstimmendes Verhältniß und eine gewisse Vollendung zu geben, die ihn zum Gegenstande seiner eigenen Achtung machen könnte. Die Menschheit hat auch von je her, so bald es ihr ihre übrige Cultur nur möglich machte, dieses, als das Einzige, was ihr Noth sey, dunkel gefühlt. Und diesem dunkeln Gesühle verdanken wir so manchen zarten Ausspruch des reinen Herzens und so manche entzückende Betrachtung der Weisen unter dem Wolke über das Schöne und Gute.

Hier

Hier ist Moralität, als menschliches Bedürfnis und menschliche Bestimmung, schon deutlich und unwidersprechlich angekündigt.

Die besondern Triebe jedes einzelnen Menschen machen seinen besondern natürlichen Character aus, der nie bloß in sich verschlossen bleibt, sondern bald in Handlungen übergeht, die auf das Wohl und die Zufriedenheit anderer Menschen einfließen, sie hindern oder befördern, und jene wieder zu Handlungen veranlassen, die mit seinem Glücke aufs genaueste verbunden sind. So entstehen neue Kämpfe und Verwirrungen, woraus die Forderung hervorgeht, den besondern natürlichen Character zu einem allgemeinen Menschen: Character hinauf zu bilden, und ihm dadurch äußere und innere Consistenz zu geben.

Lange hat diese Aufgabe die Köpfe und Herzen der Besserdenkenden beschäftigt, denen das, was die Menschheit und ihre großen Anlagen betrifft, wichtig war. Aber von der hier gegebenen Ansicht, die am ersten hätte aushelfen und auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen können, war am wenigsten zu hoffen, weil man sie sich selten nahe genug vor den Blick der Seele brachte; und vielleicht würde man nie zu befriedigenden Aufschlüssen über des Menschen wahre Be-

Bestimmung gekommen seyn, wenn nicht eine andre auffallendere und dem Herzen näher liegende Erscheinung die Sache in ein helleres Licht gesetzt hätte.

Es ist das sitzliche Gefühl, das sich hier mit einer Macht und Würde ankündigt, die die Stimme jeder ihm entgegenstehenden Neigung überwältigt, sich in ehrwürdiger Größe über alles andre empor hebt, und den Menschen gleichsam in eine höhere Welt versetzt.

Die Betrachtung menschlicher Charactere, Gesinnungen und Handlungen wird uns im gesunden Zustande des Herzens nie ganz gleichgültig und ohne Theilnehmung lassen; und wenn wir uns auch aller anderen Rücksichten entschlagen könnten: so wird doch der Mensch, als handelndes Wesen, nie aufhören, unsre Aufmerksamkeit und unser Interesse zu fesseln. Gewisse Ausbrüche von Neigungen und Trieben, oder auch diese Triebe selbst, mit gewissen Bestimmungen gedacht, werden uns mit lebhaftem Abscheu erfüllen, auch dann, wenn sie sich in unserer eigenen Brust regten, unser ganzes Herz erfüllen, und unsre besten Kräfte beleben. Der Character der Verworfenheit und Nichtswürdigkeit ist ihnen so lebhaft, so empfindbar aufgedrückt, daß er sich eher selbst verachten als jene billi;



davon überzeugt, daß der Mensch größer sey als die Natur, wenn er diese Gesinnungen äußert und nach diesen Grundsätzen handelt.

Eben dieses bestätigt auch die Erfahrung an unserm eigenen Verhalten. Das Bewußtseyn, manche Handlungen verübt zu haben, demüthigt uns tief, erfüllt uns mit Schaam und Berrübniß, wirft uns zur Selbstverachtung und zu einem gänzlichen Versinken des Geistes darnieder. Bey andern überströmt uns die Erinnerung mit durchdringender Freude, die den ganzen Geist belebt, jede Kraft verjüngt und aufregt. Wir fühlen uns da unendlich erhaben; es ist kein Preis in der Welt, um den wir eine solche That hingeben möchten; wir sind uns in gewissem Sinne mehr, als alle Welt uns geben kann, groß und göttlich durch uns selbst, das, was wir seyn sollen, noch nicht deutlich gekannt, aber wahr und lebendig gefühlt haben.

Noch heller und aufklärender zeigt sich diese Erscheinung, wenn wir eine Handlung mit Besonnenheit unternehmen wollen, und unter mehreren möglichen Grundsätzen und Handlungsweisen zu wählen haben. Ein inneres du sollst schlägt alle Ansprüche der heftigern Neigungen darnieder und reißt uns auf dasjenige hin, was unsrer Natur das Angemessenste, Edelste und  
Wahr

Würdiſte iſt. Hier iſt nicht mehr bloße Rüh-  
rung; hier iſt lebendige Herzensſprache, heiliges  
Gebot eines innern Richters, der, ohne Rück-  
ſicht auf Vortheil und Sinnenluſt, ſein majes-  
tatiſches Geſetz in ſeiner ganzen Ehrwürdigkeit  
ankündigt, durch ſich ſelbſt, ohne fremder Un-  
terſtützung zu bedürfen, beſiehlt, unſre Achtung  
gewinnt, und bey dem ſittlichguten Menſchen Trieb-  
feder ſeiner Handlungen wird.

Man hat dieſe Erſcheinungen unter dem  
Namen des moralischen Gefühles zuſam-  
mengefaßt: weil ſie von einem Gefühle eigener  
Art belebt oder doch begleitet ſind. Indeß iſt  
es doch mehr als bloßes Gefühl; es iſt ein nur  
nicht ganz entwickeltes und deutlich gedachtes  
Urtheil des gemeinen Verſtandes über das, was  
Pflicht und Recht iſt, gebietender Ausſpruch  
des Herzens von dem, was geſchehen ſoll, und,  
ohne Verläugnung und Wegwerfung unſrer Men-  
ſchenwürde, nicht unterlaſſen werden kann.  
Dies bringt erſt jene hohe Empfindung hervor,  
gibt ihr Gewalt und Anſehen, als Herrſcherinn  
über alle andre Gefühle und Neigungen aufzu-  
treten und ſie ihrem Bildungsgetze zu unter-  
werfen.

Man kann ſie deßwegen auch den mora-  
liſchen Urtrieb der menſchlichen Natur nen-  
nen,

nen, der sich von allen andern Trieben darin wesentlich unterscheidet, daß er nicht, wie sie, aus einem Gefühle des Unangenehmen oder Widrigen entspringt, sondern dem Gefühle der Achtung, das ihn begleitet, immer vorhergeht und es erst erzeugt. Er ist hohes, allgewaltiges Streben zur Veredlung, das allein auf sich selbst ruht, durch nichts anders geleitet und hervorgebracht wird; sondern sich selbst und alles andere leitet, alles hervorbringt, was am Menschen wahren Wehrt hat. Er ist, als Grundtrieb, fest in unsre Natur gewebt, und hat nichts sich zu legitimiren, als die höchste, einzige Würde der Menschheit, die durch ihn versiegelt wird. Wenn die Pflichtbefolgung, die er fordert, auch das ganze Glück des Menschen zerstören und ihn selbst unter den Trümmern seiner Ruhe begraben sollte, so würde er ihm nichts desto weniger heilig bleiben, so lange noch Achtung seines Herzens ihm etwas wehrt ist, so lange er noch nicht aufgehört hat Mensch zu seyn.

Alle übrigen Triebe machen unter sich ein Ganzes, eine zu einander gehörige Classe menschlicher Bestrebungen aus, die aus einer gemeinschaftlichen Quelle, der Selbstliebe oder dem Wunsche des Wohlseyns, herfließen; und davon sind auch die, die sich auf das Mitgefühl gründen, nicht ausgenommen. Bey allen ist der  
Wunsch,

Wunsch, etwas Drückendes oder Unangenehmes zu entfernen, sichtbar und hervorstechend. Ihre eigentliche Natur, das Band, das sie vereinigt, ist Eigennutz; und man kann sie deswegen unter dem Namen des eigennützigen Triebes zusammenfassen. Ihm steht der moralische, als Pflichtgebot, oder der uneigennützig gegen über; er kennt keine Rücksicht auf Vergnügen; rein und lauter, auf seine eigene Würde gestützt, geht er aus der moralischen Menschennatur hervor, und gebietet innere Achtung des Guten, Liebe der Tugend, um ihrer selbst willen. Der eigennützig Trieb erweckt bloß einen Wunsch, ein beliebiges Bestreben nach irgend einem Gegenstande, dessen Waß' den Umständen und den Bedürfnissen des Subjectes überlassen bleibt. Der uneigennützig ist heiliges, unnachlässliches Gesetz, in allen Menschen, so verschieden auch ihre Natur, ihre Lage und ihre physischen Bedürfnisse seyn mögen, immer derselbe. Es gibt nur eine Tugend, der Arten glücklich zu werden aber so viele, als es Menschen gibt. Man würde daher die moralische Natur sehr verkennen, wenn man sie aus dem Wunsche, sein Leben möglichst froh zu genießen, herleiten wollte. Wäre es das, dann wäre auch der Mensch nur ein vernünftiges Thier, ohne innern, ausdauernden Gehret.

Wir können uns im Gegentheile diese beyden Seiten, von denen sich die menschliche Natur betrachten läßt, nicht anders, als in einem immerwährenden Kampfe gegen einander, vorstellen; wobey zwar der erstere gewöhnlich bey dem schwachen Menschen den Sieg davon trägt, aber der letztere ihn doch immer wieder von neuem zur Achtung auffordert, und es mit tiefer Beschämung auch den Bösewicht empfinden läßt, daß er verbunden sey, ihm die Herrschaft zu verschaffen. Wie wahr und treffend ist, was in dieser Hinsicht ein altes ehrwürdiges Buch sagt: „Das Fleisch gelüftet wider den Geist, daß ihr nicht thun möget, was ihr gerne wollet!“

Demohngeachtet machen diese beyden Triebe, ihrer eigentlichen Bestimmung nach, doch auch wieder ein schönes Ganze aus, und gehören nothwendig zusammen zur Natur eines moralischen Wesens, das, wie der Mensch, durch eigene Kraft zu seiner Bestimmung emporstreben muß, wenn es wahre Würde haben soll.

Der uneigennütziae Trieb geht auch nicht darauf aus, die natürlichen Bestrebungen zu unterdrücken und auszurotten, welches nur durch Vernichtung alles Menschlichen in unserer Natur geschehen könnte, und gänzliche Kraftlosigkeit zur Folge haben würde. Er soll sich nur zur Herrschaft

schaft über sie emporschwingen, sie vernünftig leiten, wo Unordnung und Verwirrung war, Harmonie und Uebereinstimmung hervorbringen, und ihre Aeußerungen dahin einschränken oder erweitern, daß die Menschheit in ihnen ihr wahres Wesen wiederfände; er soll dem unbeständigen schwabenden Character Haltung und Würde geben, und das Natürliche zum Moralischen erhöhen. Die übrigen Kräfte und Neigungen des Menschen sind gleichsam der rohe Stoff, dem eine höhere und edlere Form angebildet werden soll, daß der vollendete und würdige Mensch, wie ein neues Wesen, durch Sittlichkeit daraus hervorgehe. Veredelung, Ausbildung aller seiner Anlagen, zur reinen Darstellung des Rechts und der Pflicht, nicht gänzliche Aufhebung des sinnlichen Theils seiner Natur, ist seine Bestimmung, wozu ihn die Moral leitet. Aus diesem Gesichtspuncte muß sie ihn auch immer betrachten, wenn sie sich nicht in unerreichbaren Idealen verlieren soll, die eher abschrecken als anfeuern.

Die moralische Anlage ist also Bildungs- und Veredelungstrieb, mithin Trieb der Vernunft; denn diese ist das Höchste und Edelste, was der Mensch hat, und aus ihr muß alles hervorgehn, was groß und edel seyn soll. Sie allein ist im Stande, ihm zu ge-

bieten, und über die Ausbildung seiner Anlagen und deren Aeußerungen Vorschriften zu geben. Eine Hinweisung auf ein großes und allgemeines Gesetz menschlicher Handlungen liegt in diesem Triebe beschlossen; ohne dies würde er nur blind und mechanisch wirken, keine Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Nur mit dem Gepräge der Vernunft gezeichnet, kann er das seyn, was für ihn das Bewußtseyn jedes Menschen ausgibt, ewige Quelle heiliger Pflichten.

Er ist Trieb der Freyheit. So lange wir den Menschen allein unter der Herrschaft eigennütziger Bestrebungen betrachten, die aus der sinnlichen Natur und sinnlichen Gefühlen hervorgehen: muß uns die Aussicht auf diese hohe Eigenschaft dunkel bleiben; in allem seinem Thun wird er uns als Opfer der Nothwendigkeit und des äußern Zwanges erscheinen. Seine Handlungen sind alsdann unausbleiblicher Erfolg der Neigungen, die die Natur ihm gab, der Umstände, worin sie ihn setzte, der Betrachtungen und Entschließungen, wozu sie ihn veranlaßte. Aber so wie der Mensch sich als moralisches Wesen kennen lernt, tritt er aus der Sphäre der Naturwesen und der Naturnothwendigkeit heraus, jeden Zwang von sich abzuschüteln, wirkt mit Freyheit, und wandelt frey auf

der

der Bahn der Veredelung. Zwischen zweyen sich entgegengesetzten und mit einander kämpfenden Trieben steht er selbst in der Mitte, und dadurch, daß er sich für den einen oder anderen bestimmt, wird er Herr über alle seine Vorstellungen, Gefühle und Wünsche.

Der moralische Trieb ist Trieb zum Unendlichen, Aussicht in eine höhere Ordnung der Dinge, Hoffnung einer unvergänglichen Würde, Glaube an Gott und Unsterblichkeit. Sich seines inneren Wehretes, und mit ihm eines ewigen Daseyns bewußt, steht der sittlichgute Mensch, als des Himmels glorwürdigster Sohn, da, mit dem Heiligthume in seiner Brust, allen Zerstörungen muthvoll entgegen zu gehen.

Dies ist der Standpunct, auf welchem der Mensch erst Mensch wird. Hier erreicht er seine Bestimmung, indem er sich selbst einen Character gibt; hier fängt seine Würde an, er erhebt sich von der Knechtschaft der Thierheit zum freien Adel der Menschheit; hier ist die ganze Zukunft sein, und er darf sich mit Recht als letzten Zweck der Natur betrachten, die allein seiner Veredelung dienstbar seyn muß. Von hieraus verbreitet sich Licht über alle seine Anlagen, und ihre Verbindung zu einem Letzten und Höchsten,

wozu er sie durch eigene Kraft heiligen und ausbilden soll.

Alles bisher Gesagte sind nur noch Aussprüche des gemeinen Verstandes, Thatsachen, die das sitzliche Bewußtseyn jedem Menschen von gesundem Geiste und Herzen offenbart. Die Moral soll sie zergliedern, die dunkeln Gefühle in deutliche Begriffe auflösen, den Ursprung jenes hohen und wunderbaren Triebes, so viel sich davon erklären läßt, erklären, seine mannigfaltigen Beziehungen auf das menschliche Herz, die Anwendung auf einzelne Triebe und die Handlungen, die daraus herfließen, zeigen, ihn mit seiner Bestimmung, mit seinen Pflichten und den darauf gegründeten Hoffnungen mit den Gesetzen des Rechts und Unrechts, der Tugend und des Lasters bekannt machen, und ihn die Hülfsmittel seiner Veredelung weise erforschen und glücklich gebrauchen lehren.

Sie hat demnach zunächst die reine Sittlichkeit überhaupt und in ihren allgemeinsten Beziehungen darzustellen, und handelt

- 1) Von der Wahrheit und dem Begründetseyn der moralischen Anlagen in der menschlichen Natur — gegen den Skepticismus.

2)

2) Von der Vernunft, als der Gesetzgeberin moralischer Wesen.

3) Vom moralischen Gefühle, als der Triebfeder sittlich guter Handlungen.

4) Von der Freyheit des menschlichen Willens.

5) Von der hieraus hervorgehenden Bestimmung des Menschen, und den Voraussetzungen, unter denen sie allein gedacht werden kann; diese sind:

a) Die unendliche Wirksamkeit des Gesetzes oder moralische Unsterblichkeit,

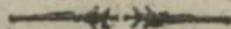
b) Angemessenheit der Welt zu den sittlichen Zwecken des Menschen: Glaube an eine sittliche Ordnung der Dinge und an einen Gott,

und begründen die moralische Religion.

6) Von dem Geiste dieser Religion und ihrem Verhältnisse zur Moral.

7) Von der Natur und dem hohen Wehrte einer sittlichen Denkungsart.

8) Von den vornehmsten moralischen Characteren.



Geist